9

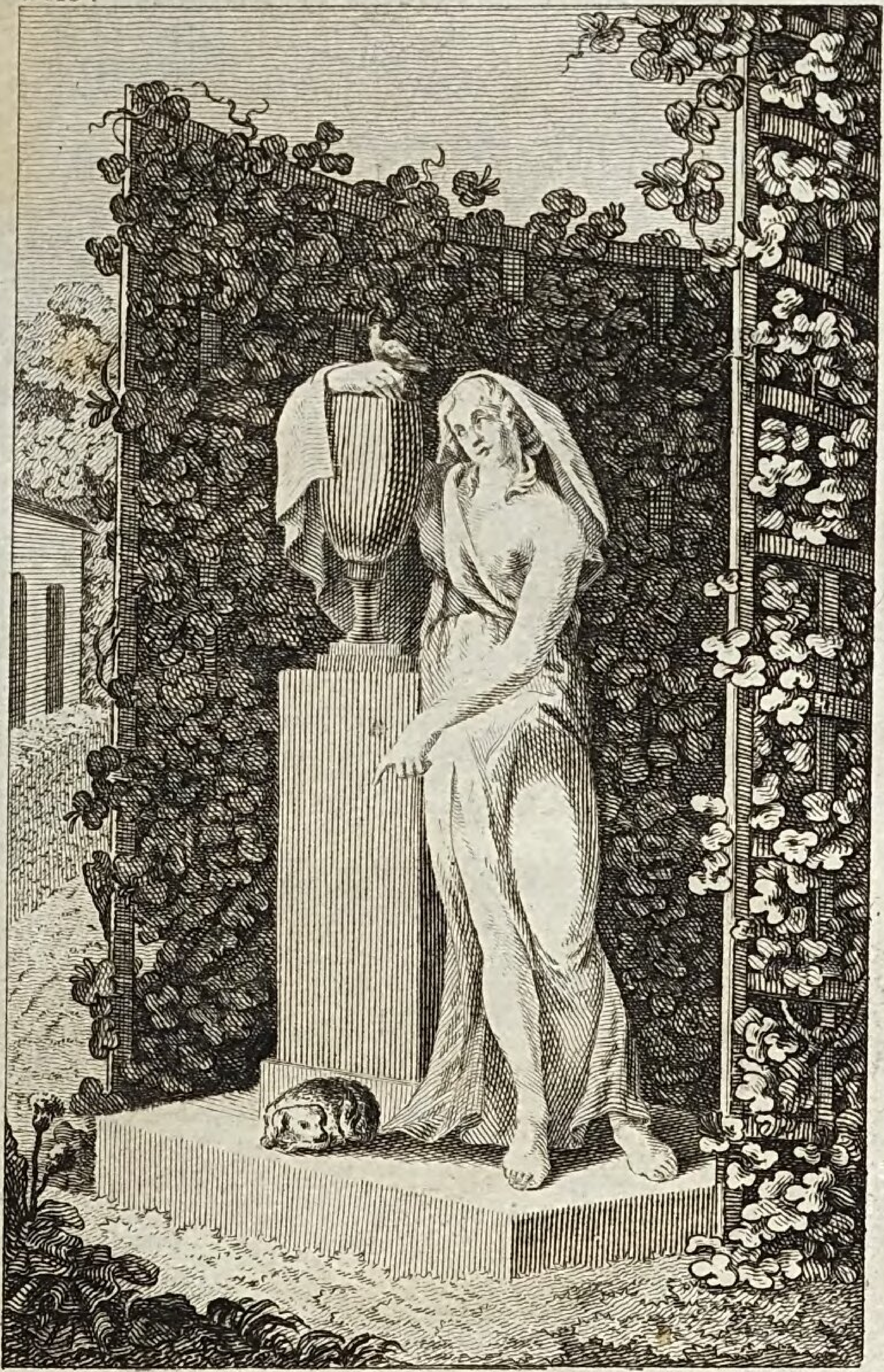
XIVa III 9

1712

87

Coburger
Landes-
Bücherei

S. 15.



Vignetten

gezeichnet
vom Verfaßer
des
Abällino.

mit Kupfern.

Basel 1801.
in der Flickischen Buchhandlung.

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorbericht.

Seit dem Ausbruch der Revolution in der Schweiz war der Verfasser der folgenden Erzählungen unaufhörlich von grossen und traurigen Arbeiten über-

laden, die mannigfaltigen Leiden seines Vaterlandes, während der Kriegsstürme, in denjenigen Gegenden zu mildern, welche ihm von der Regierung dazu angewiesen waren. — Seine Nebenstunden widmete er den Musen; und in der Aufheiterung, so diese ihm gewährten, schöpfte er neuen Muth für die Amtsgeschäfte. Umgeben vom Kriegsgetümmel, von unglücklichen Familien, von Trümmern verwüsteter Dörfer,

flüchtete sein Geist sich gern in die selbstgeschaffne Idealenwelt, wo ein heiterer Himmel lachte und schönre Seelen ihm begegneten. — So entstanden nach und nach, in dem traurigen Zeitraum von drei Jahren die kleinen Märchen.

Sie gaben dem Verfasser, und seinen Freunden in abendlichen Vorlesungen,

manche frölichere Stunde — vielleicht sind sie von gleicher Wohlthätigkeit auch in fremden Cirkeln. Wär' es: so hätten sie ihre höchste Bestimmung erreicht.

Harmonius.

I,

Wir saſſen im Frühjahr oft im Garten des Harmonius beiſammen. Nie hab' ich einen Menſchen geſehn, der inniger, reiner liebte; nie einen Menſchen, der, bei der zärtlichſten, heiligſten Gegenliebe, ſeines Herzens würdig geliebt worden wäre. — Ich ſage noch mehr, er war der ſeltenſten

Sterblichen einer von allen, die unter den millionenfach verschiedenen Schleiern und Farben auf dem Maskenball des Erdplaneten herumwanken, irren, kriechen, tanzen. Und seine Seltenheit bestand darin, daß er seine Seele nicht verkleiden wollte und konnte, indem sie zu schön war, und jede Verhüllung ein Raub an ihrer Lieblichkeit gewesen sein würde.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst, als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Holde und Reine an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen, rosenfarbnen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich durch das heisse Sommeralter, und endlich in den

kühlen Lebenswinter herunter. Die Zeit tastete zwar die Hülse seines Geistes an, und färbte und bleichte sie; aber an deren Inneres rührte der zerstöhrende Finger des Alters nicht.

Noch immer war ihm die unermesliche Welt das grosse, heilige Wohnhaus Gottes und göttlicher Kinder; und der Erdball unterm blauen Himmelsgewölbe in diesem Hause nur ein Schulzimmer; unsre Lebenszeit eine schöne, mühseelige Lernstunde. Er glaubte an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und Irrende; er glaubte an keine Leiden, sondern nur an Schattirungen und Stufen der Glückseeligkeit.

„Der Mensch mus nur mit sich, nicht mit fremden, andersartigen Wesen leben,

und er wird Freunde finden überall!"
sagte er oft: „Was kümmert dich das Alter und die Farbe, der Titel und die Gestalt, die Herkunft und der Reichthum des Nächsten? das alles ist ja der Mensch nicht, mit welchem du leben sollst."

„Der Mensch muß in sich, nicht ausser sich leben. Wir haben mit dem Ausser-uns nichts zu schaffen, sondern mit dem In-uns allein. Die Aussenwelt gehört nur in sofern zu uns, als sie ihre Farben und Gestalten durch die Camera obscura des Sinnes in unser Ich hereinspiegelt. — Der Mensch ist Geist; er lebt nicht im Umgang mit den Körpern und todten Hüllen, sondern mit den Seelen. Die Seelen aber sind sich unter einander verwandt, und sind alle Schwestern.

Auch die Thiere sollen wir lieben, denn wir haben keinen Grund an ihren Seelen zu zweifeln; diese sind etwa jüngere Brüder und Schwestern."

„Weil aber der arme irrende Mensch, mehr aus Misverstand, Eitelkeit, nnd Neugierde, als aus richtigen Grundsätzen, lieber ausser sich, als in sich lebt, so findet er sich immer in fremden Gegenden und findet sich nirgends zurecht. Er tadelt alles, weil ers nicht erkennen kann, und wendet alles linkisch und unnüz an, weil er draussen im Dunkeln tappt. Dann wird er unzufrieden und furchtsam; und er wird sich selbst fremd, sein Haus ist ihm öde, und das himmlische Feuer in ihm erlischt. Er erschrikt vor allem, was ihm entgegenstößt, und bildet sich überall Feindschaft ein und schaffet sich Feind-

schaft. Und wenn er stirbt und von hinnen soll, wird er unruhig und zweifelhaft, und fragt sich: warum war ich in dieser Einöde? was sollt' ich hier schaffen? Wozu nüzte mein Leben, und mein Sorgen und Thun? Ich habe mehr Thränen, als Freuden gehabt; ich war nicht für diese Welt geschaffen."

„So spricht der irrende Mensch. Und mancher geht in der Consequenz seines Wahnes so weit, daß er selbst am Dasein einer Gottheit zweifelt, wiewohl er in derselben Minute des Wahnsinns nicht die Herkunft und Oekonomie des niedern Grashalms begreifen kann, den seine Ferse in den Staub beugt. Ach, lieber, blinder, unzufriedner Mann, du bist aus deiner Heimath gegangen in fremdes Land, siehe, darum bist du dir und allen ein Fremdling. Erkenne

dich selbst, dann wirst du auch die ganze Welt erkennen. Weil du dich aber verkannt hast, must du nun auch die ganze Welt verkennen, die dich eben so wenig versteht. Ach, lieber, blinder Mann, kehre heim, und bleibe der Natur getreu, so wirst du alles natürlich finden. Fliehst du aber aus den Armen der Mutter Natur, so wird dir alles unnatürlich scheinen, weil du selbst unnatürlich geworden bist.

2.

Aus diesen einzelnen Gedanken wird ein gebildeter Geist leicht den Geist des Harmonius ahnden, und ich sag es mit Entzücken, das Gemüth des ehrwürdigen Menschen, so ich hier mit leichten Zügen andeutete,

ist, — zur Ehre der Menschheit — kein Roman.

O, ihr gleichgeschaffnen Seelen, die ihr in dem Bilde, welches an diesem Blatte hångt, euch selbst wieder erblickt, seid mir gegrůßt, seid meine Leser. Unsre Seelen umarmen sich über diesen Worten.

Es ist nicht mein Wille den Lebenslauf des Harmonius zu schreiben; ich kenne ihn nicht ganz; doch errath' ich ihn leicht. Nur einen Zug, nur einen Faden aus dem reinen Gewebe seines Daseins will ich geben, wie er ihn selbst herauszog und gab. Durch ihn sind wir fähig auf das übrige zu schliessen, und uns selbst das ganze Gemålde zu vollenden, wie ein sinnvoller Künstler aus einzelnen Pinselstrichen den Geist des abwesenden Meisters ersieht.

Vor der Laube von rankenden Jelängerjelieberblumen geflochten, im Garten des Harmonius, stand eine aus Marmor gehauene Gruppe, die den Blik des Lustwandlers fesseln mußte. Ein junges schönes Weib lehnte sich an einen Aschenkrug. Ein Vogel sas ruhend neben ihm auf der Urne; und ein Hündchen lag schlummernd zu seinen Füssen.

Am Piedestall standen die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen — Ewiges Wiederfinden — Kurze Trennungen.

Als wir das erstemahl beisammen im Garten des Harmonius waren, und jene Gruppe sahn und jene Worte lasen, glaubten wir den Sinnschlüssel gefunden zu haben, da Harmonius sagte: jene weibliche

Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweicht, die vor mehrern Jahren in der Blüte ihres Lebens starb. Wir schwiegen, um sein zartes Herz mit unsrer Neugier nicht zu verwunden. Der Hund erschien uns als ein Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne, als das Sinnbild der Seele, welche sich über irrdischem Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Da wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein grösseres, welches viele Verwandschaft mit der Statüe im Garten hatte. Wir sahen hier das nämliche junge Weib mit aussprechlichem Liebrein bekleidet, und nebenhin auf dem Tische sas auf grünem Zweige ein Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß es eine Finke

sei; und ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse Schneeweis, lag lauernd zu den Füssen der Jungfrau. Die Augen dieser drei verschiedenen Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehn wurde.

Wir verweilten lange vor diesem Stücke, und als wir dem Verfasser desselben nachfragten, antwortete er; „ ich selbst bins. " Seine Augen wurden von einer Thräne dunkel. Er sah unverwandt das Bild an mit geheimer Rührung.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer herrlichen, weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, alle drei umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und himmelblauen Vergismeinnichten. Das erste Bildnis stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir schon vorhin sahn; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebensgrösse; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbnem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andre Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text. Am meisten fiel uns auf ein schlummernder Knabe, dem ein Vogel an seinen Lippen pikte; — ein Jüngling unter Ruimen schlafend, den ein Hündchen

bellend gegen Räuber vertheidigte, und ein weinendes, übelgekleidetes Mädchen in den Armen eines jungen Mannes, in dessen Zügen viel Aehnlichkeit mit denen des Harmonius lebte.

Unsre Aufmerksamkeit ward durch dies alles gebunden, doch keiner von uns wagte, die Bescheidenheit zu brechen und um Lösung des Räthsels zu bitten.

Aber so oft wir zu Harmonius kamen, blieben wir einzelnen hie und da vor den Gemälden stehn, ohne es verabredet zu haben, und jeder forschte für sich nach dem geheimen Sinn.

Ueber das, was ich nun im Erfolg erzählen werde, enthalt' ich mich jedes Urtheils, wie wir alle gethan haben, die wir den Harmonius kannten. Mag der Leser seine

Stimme geben, wohin er will, mag er dem ehrwürdigen Greise es zur Schwäche zählen, sich mit der wunderbarsten und seltensten Täuschung vergnügt zu haben, — oder sein Urtheil verschwiegen zurückbinden, gleich wie wir, indem der schöne Wahn des Harmonius das Bürgerrecht in unsrer heiligen Glaubenslehre zu verdienen scheint — es ist mir genug einen merkwürdigen Zug aus dem Leben eines merkwürdigen Menschen aufgestellt zu haben, der wenigstens nie gegen das Herz des Besitzers zu schliessen berechtigt.

3.

Wir sassen an einem Sonntagsabend noch spät vor dem Gartenhause um den Greis

versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerris den Schleier seines Gewölkes, und sein geistliches Silber mit den Blüten vom hangenden Apfelbaum flos, wie ein elysischer Regen, über uns aus.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft in den blumigten Geständen gebrochen, erwachten unsre Seelen alle zu einem melancholischen Ernst.

„ Solche Abende sind ein feierlicher, sanfter Ruf ans Menschenherz, an Gott und Ewigkeit zu denken; — sind einzelne, herübergewehte Blätter aus andern Welten, so schön, als lieblichen Grauens voll; sind fliegender Sommer aus den Gefilden des unbekannten Jenseits!" So sprach einer von den unsrigen, welcher dem Greis am nächsten sas.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach: „Du gefällst mir. Du bist ein Glücklicher, und ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt ist uns das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich, oder unglücklich, sondern wir machen sie zu einer glücklichen, oder unglücklichen Welt. Der Böse siehet sie böse; schöne Seelen sehen sie schön. Wer an die Tugend glaubet, hat selbst Tugend; wer keinen Gott glaubet, für den ist kein Gott. Da wir nun gleichsam die Schöpfer unsrer moralischen Welt, eines Himmels, oder einer Hölle sind: so lasst uns gute Schöpfer bleiben. Wahrlich so wie wir in diesem grossen Wundergarten pflanzen und säen, also erndten wir."

Da fragte einer der unsrigen: „Ich habe noch wenige Menschen gefunden, die sich ganz glücklich achten. Soll ich glauben, daß sie nicht tugendhaft und rein genug waren?"

„Ich will nicht richten über das Herz der Menschen," antwortete Harmonius: Auch glaub' ich selbst, daß alle unsers Geschlechts nicht gleichen Grades der Glückseeligkeit fähig sind, weil sie vertheilt stehen auf mannigfaltigen Stufen, ob sie gleich alle einem Ziel entgegenklimmen. Aber ich glaube, daß niemand ausser dem Wahnsinn, sich unglücklich genug achte, sein Ich und Selbst mit dem Ich und Selbst eines andern zu vertauschen, ob er den andern gleich glücklicher preist. Jeder Mensch fühlt mitten in seinen Leiden noch so viel Wohlsein und innre Quellen von Glück-

seeligkeit, daß er sie nie verläugnen **kann** und **mag**. — Frage daher den Leidenden: willst du aufhören **du** zu sein, und ganz und gar in allem **der andre** werden, welchen du seines Glückes wegen beneidest — jedermann, so er nicht noch ganz **roh** ist, wird den Tausch ausschlagen. Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird sie ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Mensch von halber Bildung kennt den Werth der Entbehrungen nicht. Er will ein moralisches Unding; er will **nichts** entbehren. Auch beneidet der Mensch nicht sowohl das **Glück** eines andern, als vielmehr dessen **Mittel** zum Glück. — Jedem aber ist in seinem **Verhältnis** ein gleiches Recht und gleiche Kraft geworden, sich hart oder weich zu betten."

„Aber, sprach ich: wenn auch jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt ist: so haben doch nicht alle gleiche Einsicht empfangen, den Weg zur Glückseeligkeit zu finden. Du weist, Harmonius, wie mancherlei Glückseeligkeitslehren unsre Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten und täglich an neuen Systemen baun."

Harmonius antwortete mir: „Wer ausser sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Der Mensch bedarf keines eurer Schulsysteme; er kennet seinen Weg ohne philosophische Blendlaterne. — Die Glückseeligkeit ist in die Welt gekommen, ehe eurer weisen Meister einer gebohren ward. Wir haben alle eine gute Lehrerin em-

pfangen, wir in Europa und unsre Brüder am Indus und Missisippi; diese ist die Natur — die Natur mit ihrer unbeugsamen Gesetzgebung. Wer innerhalb derselben lebet und webet, hat den Frieden; wer eines der Gesetze verschmäht, verliert die Rose, fühlt den Stachel, verwundet sich selbst. — Warum kehrt der Thor ob der Warnung nicht in die Gränzen zurück? — Warum erkünstelt er statt dessen mancherlei betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz. Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden; man sucht sofort neue Arzenei gegen die Würkungen der ersten. Und so verirren wir uns von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Also haben wir uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die

zur Beseeligung nicht vonnöthen waren. So haben wir aus mürben Brettern gebrechliche Fahrzeuge erbaut, um nicht von den Meereswogen verschlungen zu werden, indem wir das feste, sichre Land verliessen. Die Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht."

4.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns und jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß B * *, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzete.

„Freilich haben unter den Menschen

manche das feste Land verlassen, " hub er an: „ und haben sich in das gebrechliche Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist auch das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum ist auch unsre Wisbegierde so gros, daß wir uns nicht mit dem begnügen, was wir haben? — Warum wollen wir noch so gern entdecken, was ausser unsrer einsamen Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten, und wünschenswürdigsten Gegenstände, wie Gott und Ewigkeit sind, undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das wertheste ist? "

Deine warums, entgegnete Harmonius: kann ich dir nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind

desselben bin, wie du. Aber an dem Inhalt und an der Verursachung deiner Fragen selbst glaub ich wohl mancherlei tadeln zu dürfen. — Ist unsre Wisbegierde wirklich zu gros für den Umfang unsrer Lebensinsel? Ist diese zur Nahrung unsers Geistes wirklich zu arm und zu klein, daß wir ein andres Eiland suchen müssen? O gewis, das hast du nicht meynen, nicht sagen wollen. Du bist überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen ist für unsern Geist: daß unser Aufenthalt in derselben zu kurz ist, um auch nur von allem darin auf das allerflüchtigste zu geniessen. — Siehe, ich habe siebenzig Jahre; und es nennen mich die Menschen einen Greis, und erinnern mich mit diesem Worte an meinen baldigen Abschied von ihnen; aber mein

Geist ist noch so jugendlich; ich bin noch so ungebildet; mein Durst ist noch nicht gelöscht, und ich lerne täglich und bin noch ein Schüler in meinem siebenzigsten Lebensjahre. Du aber zählst deren kaum zwanzig und einige!"

Du sagst, der Horizont unsrer Erkenntnisse ist zu eng für unsre Wisbegierde? Ich sagte er sei zu reich, zu überfüllt. Worin liegt unser Wiederspruch? Vielleicht in dem, was du Wisbegierde nennst. Die Begierde zum lernen und wissen kann hienieden im Ueberflusse schwelgen und wir werden den uns gereichten Vorrath nie verbrauchen, nie ausschöpfen. Was du aber Wisbegierde nennst, würde ich Neugierde heissen, und Neugierde ist moralische Krankheit. Sie will nicht geniessen, sondern nippen; nicht

erforschen, sondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten, ihr Gelüst zu stillen. Für die Neugierde ist freilich der Horizont unsrer Erkenntnisse zu eng; sie hat nimmer genug, so wie dem Engbrüstigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug trägt. Sie ist Krankheit, moralische Engbrüstigkeit.

Und endlich, mein Lieber, hast dich nun in der Speculation gebrechliches Fahrzeug geworfen; du hast dich umhergeschifft, das unbekannte Land zu entdecken. Was hast du nun gefunden? Was weist du nun mehr, als du wusstest, ehe du vom Ufer abstiessest? Nicht, als daß es verlorne Mühe sei, sich aus den Gränzen der Natur, oder der Vernunft, oder was dasselbe ist, sich aus sich selbst zu schwingen. Du wolltest z. B. zweifellose Gewisheit über dein Dasein

nach dem Tode des Leibes; du wolltest die Zaubereien der Musik ohne ein Gehör dazu, und einen Blick ins Elysium, ohne Augen.

Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; — fruchtlos, nicht weil wirklich ausser unsrer Lebensinsel kein andres Land vorhanden ist, sondern weil dein Nachen zu gebrechlich war. Oder willst du, Blinder, nun die Farbenpracht des Frühlings wegläugnen, weil dir das Gesicht mangelt? —

Kehre heim. Verwandle deine Neugier in eine vernünftige Wisbegierde, sintemahl du ein vernünftiges Wesen sein willst. — Nimm die göttliche Arzenei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung, und Geduld.

Oder

Oder willst du den Glauben verschmähn? — Was hast du mehr, wenn du nicht glaubst? Willst du aber den Glauben zurückstossen, so stössest du auch deine Vernunft zurück die dir ihn anzwingt; du widersprichst dir dann selbst; du bist ein krankes, fieberndes, irreredendes Geschöpf, und dann bist du der lezte, welcher sich der Wisbegier rühmen darf.

„Was sollen wir aber glauben?“ Fragten unsrer einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: wie ihr doch so kindlich fraget! oder wollet ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebeut, und das Herz euch räth. Kein Glaube läßt sich vorschreiben, oder einimpfen. Ein andres ists mit

Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn der Organismus der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein andres ist es um den Glauben. Er wird nicht ertheilt und genommen. Er ist eine geistige Blume, so freiwillig entsprießt, nach Maasgabe der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden, und derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüte der Seele; an der Blüte erkennst du den Baum. Zerstöhre die Blüte nicht, beschneide die Blüte nicht, wenn sie dir an einem andern misfällt, oder du läufst Gefahr den ganzen Baum verwaist

und fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gieb ihm besseren Boden, feinere Nahrung. Verschönere die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.

Ich aber, fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und Blüten, und sein Auge verklärte sich, indem es zu den Sternen sah: Ich aber glaube an dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube eine Unsterblichkeit der Geister, und eine heilige Welt, worin Vergeltung und Seeligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unsrer Liebe in allen Hüllen!

Als Harmonius die lezten Worte gesprochen hatte, verlies sein Blick den

Himmel und sank mit stummer Sehnsucht auf das Marmorbild vor der Laube.

5.

„O Harmonius! wie froh bin ich deines Glaubens zu sein!" rief ich aus: Doch den Sinn deiner lezten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klärer zu machen."

Ich will es gern, antwortete der freundliche Greis. — Doch ist der Glaube selbst, welchen ich mit jenen Worten bezeichnete so individuell, und der Erfolg von so eigenthümlichen Gemüthsstimmungen aus meinem Leben, daß ich dazu eine ganze

Geschichte zu erzählen hätte. Doch kann ichs ja. Wenn Ihr nicht müde werdet mir zuzuhören, und manches zu vernehmen, was euch sehr unbedeutend sein kann: so werd' ich gewis nicht müde werden, euch zu erzählen, denn ich mus ja von dem reden, was mir in meinem Lebenslauf so über alles lieb und theuer und heilig ist.

Wir drängten uns Dichter um den Liebenswürdigen zusammen, und so vom engen Kranze seiner Zuhörer umschlossen, begann er die Erzählung.

Ich kann in meiner Erinnerung noch weit zurücksehn auf die vollendete siebenzigjährige Lebensstrecke. Doch in der äussersten Ferne fangen die Gegenstände an, wie ein falber Nebel, abzubleichen, und ungewis zu werden. Ich erkenne noch in zweifel-

haften Formen die ehrwürdige Gestalt meines Vaters. Meine Mutter erblicke ich gar nicht. Sie starb ein Jahr nach meiner Geburt. Jener sechs Jahre später. Ich ward eine Waise und fremden Händen übergeben.

Waise zu sein war mir ein hartes Loos; doch damahls nur hart, weil ich nicht meinen Gespielen gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter die mich lächelnd an ihr Mutterherz zog. Dies nagende Entbehren machte mein kleines Herz unaufhörlich wund. Ich weinte still vor mir; ich vertiefte mich mit unaussprechlicher Lust in den Paradiesen meiner kleinen Vorwelt; zur lautersten Zärtlichkeit bildete sich jedes Gefühl in mir.

Und meine Kindheit ward traurig.

Von allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man hies mich einen Träumer; meinen Gespielen war ich einerlei. — Im Sommer wünscht ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um meine Gespielen wieder zu finden; ich sah sie dann im Geist lächelnder, liebevoller, treuer unter den blühenden Gesträuchen.

Als ich zwölf Jahr alt war, grade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; und ich schlummerte halb.

Ach, mir war wohl; aber ich quälte mein Herz mit wehmüthigen Träumerein. Thränen drängten sich durch meine geschlossenen Augen. Ich sah auf, und sah durch die

Thränen und durch die grüne Wildnis der Zweige in den Himmel. „Ach, stiegst du einmahl nur herab! seufzt' ich und dachte meinen Vater: Nur einmahl, mich zu sehn! Ich bin so verlassen. Es kennt mich keiner in der Welt, als du. Und wenn ich dich gesehen hätte, wollt' ich dich nicht wiederrufen, bis ich hinauf zu dir käme."

Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen meine Thränen über die heissen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

In dem Augenblick, fühlt' ich, sezte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und pickte mit dem Schnabel mir tändelnd an den Lippen. Ich erschrack; und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

Ich richtete mich auf. Der Vogel sas im Baume über mir. Es war als betrachte er mich aufmerksam.

O was hätt' ich hingegeben, das Thierchen zu besitzen. Ich lockte, kirrte, aber umsonst. Es flog nicht davon, es kam auch nicht näher. Ich suchte aus meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flogs hernieder, naschte einige und sah mich dabei an, als wollt es danken. Doch bei meiner leisesten Bewegung entflattert' es wieder.

„ O Vögelchen, liebes Vögelchen, rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen es geflüchtet war: o Vögelchen, ich bin nicht grausam, ich will dich ja lieben und füttern, und niemand soll dir leides thun. "

So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf mein Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

Wie soll ich mein Entzücken schildern. Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer grösser, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug sich zu beobachten mit schmeichelnder Eigenliebe, um sich zu bemitleiden, oder zuweilen auch zu bewundern. Daher haben wir für unsre Freuden ein so kurzes Gedächtnis, für unsre Leiden aber ein so langes.

Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trugs auf meine Kammer. Da küsst' ichs tausendmahl. Da füttert' ichs; da lies ichs frei umherflattern.

Ich war, wie im Himmel. Fleissiger ward' ich in der Schule; artiger im Hause; lächelnder unter meinen Gespielen. Jeder kam; jeder bewunderte meinen Vogel und seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann stand' ich auf, dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich sezte mich zu meiner Schularbeit, er

hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offnen Fenstern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus; und kehrte zwitschernd wieder.

Lächelt nicht, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Für mich war und ist es keine Kleinigkeit. Meine ganze Zärtlichkeit war jezt auf dies einzige hingewandt. Alle meine Gedanken und Empfindungen vereinigten sich in Liebe zu dem Thierchen. Ich bin nun alt worden; doch bin ich ihm um nichts minder treu blieben. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Scenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

Das Thierchen starb mir, nach einer anderthalbjährigen Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es alle Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern sas traurend an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zulezt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand; ich trug es in meinem Busen; es schien sich wohler da zu fühlen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt in den straubigten Federn, wie zum Schlafen. —

Am lezten Abend trug ich es in seinen Winkel, zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft, es vom niedern Zweig an den Boden und so schwach es war doch mir entgegen; als wüßt es um die nahe Trennung; als wollt es auch mich noch zum leztenmahle liebkosen, zum leztenmahle sehn und danken. — Spät schlief ich endlich ein, unter Thränen. Ich schmeichelte mich, am folgenden Morgen es gesunder zu finden.

Als ich aber am Morgen erwachte, lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein

Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden? Ach, Menschen giebt es, die so treu nicht lieben, wie du!

Erspart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hatte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, all meine Kinderfreuden! — Ihr seht die Thräne in meinen Augen; sie sind der Nachhall meiner damaligen Betrübnis. — Harmonius schwieg. Wir alle waren von seiner Erzählung bewegt; alle seine Empfindungen hatte er uns mitgetheilt.

6.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: Wer da recht liebt, der liebet mit Treue, denn die Treue ist nur Fortsetzung der Liebe. Warum sollt' ich meines Jugendfreundes nicht mit treuer Zärtlichkeit gedenken, da sein Tod mir keinen Anlas gab, ihn weniger, als sonst zu lieben. —

Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt; er ist eine Waise, ohne Familie, und macht nur vorüberfliegende Reisebekanntschaften.

„Meinest du, Harmonius," fragte der, so dem Greise zur Seite sas: „meinest du, daß wir auch im Tode unsre Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unsers Leibes

Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülf' uns auch diese Liebe durch ein Paar irrdische Minuten, wenn wir nach dem Tode unsre Freunde nicht wiederfinden, nicht wiedererkennen, nicht wiederlieben könnten!"

„Du begreifest leicht, erwiederte der Ehrwürdige, daß deine Frage ein Land berührt, in welches unser Blick nicht reicht. Aber ich kann eben so fragen: meinest du, daß wir jezt auf Erden zum erstenmahle leben? meinest du, daß wir zum erstenmahle hier lieben?"

„Wo aber hätten wir schon einmahl gelebt, und wo und wen geliebt? — Was half mir Leben und Liebe, die jetzt für mich nicht mehr sind? — Der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe, wenn die Augen aufgehn?" So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. Nicht doch, du lieber, sprach er: nimm es so ernsthaft nicht. Verlangst du von mir keine unwiedersprechliche Gewisheiten: so will ich ferner mit dir reden. Du siehst wohl ein, hier ist nicht das Gespräch von Wissens- sondern von Glaubenssachen. Glaube denn, was die Vernunft dir räth und das Herz dir gebeut. — Aber kein Glaube gedeiht, wenn er nicht auf dem Boden tiefer Wahrscheinlichkeit entsprießt. — Willst du mich ferner anhören?

„Wir wollen!" sagten alle.

Der Greis sprach: Wer ergründet die Natur und den Gang und die Bestimmung unsrer Geister? — Ein grosses ehrwürdiges Räthsel. Wie unzählige Menschen ver-

suchten die Lösung, aber dieser Sphynx blieb noch unüberwunden.

Ich sage euch meine Gedanken.

Für mich scheidet sich das Weltall in zwei grosse Hälften, Sinnliches und Uebersinnliches, Körper und Geist, Staub und Seele.

Und soweit Menschengedächtnisse in die Vergangenheit zurückreichen, finden wir immer alles, wie heut. Die Körper zerstäuben, und ziehn durch manche Verwandlungen, aber sie selbst hören nicht auf zu sein. Nichs kann sich aus dem Kreise der Schöpfung verlieren. Der Thautropfe verduftet an der Blume im Sonnenstrahl, steigt im Sonnenstrahl zu den Wolken, sinkt im Regen herab auf Land und Meer, wird Stoff von Quellen, Pflanzen,

Thieren, verändert sich tausendfach und verliert sich nie.

Nichts verliert sich aus dem Weltall; nichts wird vernichtet. — Und nur der Geist, welcher, mehr, als Staub, diesen Staub und seine Veränderungen faßt und denkt, nur er soll das schreckliche Loos ewiger Vernichtung tragen? — Warum denn ihm diese grausame Ausnahme vom Universalgesez der Welt?

So wenig wir glauben können, daß die Seele einst untergehe, so wenigen Grund haben wir, von der andern Seite, zu glauben, daß sie erst erschaffen worden sei, da unter dem Herzen der Mutter sich ihre Hülle, dieser Leib, bildete. Ich halte die Schöpfung der Welt für vollendet; ihr unendliches Gebiet leidet keinen

Abgang aber auch keinen Zuwachs. Unsre Seelen haben schon einmahl gelebt — sie waren mit Anbeginn der Dinge — sie vermählten sich mit manchen Formen — ihre innere Kraft wuchs und reifte — sie werden auch dereinst die Menschengestalt abwerfen und weiter reifen.

Wir waren und werden sein.

Schwer ists die geheimnisvolle Haushaltung der Natur zu ergründen, aber wohl erlaubt aus einzelnen Winken derselben sie zu ahnden.

Warum sind auch die Geister der Menschen und deren Kräfte so verschieden? Welch eine Mannigfaltigkeit, welch' eine Stufenfolge unter ihnen! — Ihr saget, es sei Zufall; ich kenne in der weisen Verkettung der Natur kein spielendes Ohn-

gefähr. Ihr saget, diese Verschiedenheit der Geister war Gottes unergründlicher Wille. Ich kenne keinen göttlichen Willen, als den von heiligster Gesittung, und ebenster Gerechtigkeit. — Und wahrlich, meinem schwachen Verstande ists immer Widerspruch mit dem Bilde der Gottheit, zu glauben, sie habe ihre Gaben in der Geisterwelt partheiisch, oder zufällig ausgestreut, wie der Säemann seine Saat. — Ich glaube, wer hohe Talente in sich trägt, habe in einem frühern Dasein schon Stärke errungen durch eignes Streben. Ich glaube, daß mein Kämpfen hienieden nicht vergeblich war, und ich aus dem irrdischen Leben einst einen edlern Geist entführe, als hineintrug in dasselbe.

So sprach Harmonius. Der Gedanke, so fremd und schön, welchen er uns gab, überwältigte unser Gemüth. Lange blieben wir staunend an ihm hangen.

Nur B** der Zweifler brach das Schweigen zuerst, und rief: „O Harmonius, wenn du wahr redetest! wie schön würde die Welt, wie glücklich ihr Bewohner sein!"

„Wenn ich nicht wahr redete, sprach der Greis: so zeihe mich meines Irrthums. Der Glaube schlichtet den Zweikampf der Vernunft und Erfahrung, und baut die düstern Regionen an, in welche weder die Hand der lezten, noch der Scharfblick der ersten reicht. — Ein Glaube, welcher mir so viele moralische Räthsel löset, ohne von der Vernunft, oder von der Erfahrung absolut wiedersprochen zu werden, ein

Glaube welcher mir das Chaos der sittlichen Welt in Ordnung und Einklang auflöset, ein Glaube, welcher mir im schönsten Glanz, welchen das Auge des Sterblichen ertragen mag, die Gottheit darstellt, führet für mich das Siegel der Wahrheit an der Stirn. Ein Glaube ist uns nothwendig; der stolze Sterbliche, welcher nur wissen und nichts glauben will, ist dem Wahnsinn nahe, und in jeder Stunde seines Handelns und Denkens in Widersprüchen und Inconsequenzen verloren. Sollte aber mein Glaube mich täuschen, so tröstet es mich, daß nicht ich, sondern derjenige mich täuschte, der mir Vernunft und Streben nach Heiligkeit gab.

„Gern wär' ich deines Sinnes, sagte B**, gern wollt' ich mit dir glauben,

früher schon des Lebens genossen zu haben, allein es mangeln mit die leisesten Erinnerungen dafür. Wer bürgt es mir, daß ich aus dieser Welt einst nach dem Tode mein Bewußtsein rette? — Und wenn ich es nicht errette, wenn ich mich nicht bewußt bin, daß ich es sei, der schon einmahl, der da und dort gelebt hat: was ist mir dann die ewige Fortdauer? Ein jeder Tod ist dann für mich totale Vernichtung, und jede Geburt oder Wiedererstehung meiner für mich eine erste Erschaffung."

Laß uns, erwiederte Harmonius, laß uns nicht allzuhart sein — du hast den stärksten Einwurf mir gesagt. Vernimm auch mich. — Du sagst: es mangelt dir die leiseste Erinnerung für ein früheres Leben. Ich glaub es dir; sie fehlt auch mir. Allein,

dies ist noch kein Beweis, daß du es nicht kanntest dies frühere Leben. Wie mancherlei hast du hienieden nicht schon gekannt, geliebt, des du dich nicht mehr erinnern kannst; — wie manchen Tag hast du hienieden schon gelebt, der nie in dein Gedächtnis heimkehrt. Hast du ihn darum nicht gelebt den längstvergessnen Tag? Unser armes enges Gedächtnis fasset kaum den tausendsten Theil von unserm Leben; nur einzelne uns stärker ergreifende Dinge bleiben in demselben heim. Unser Lebenslauf ist dem getreusten Gedächtnis nur eine zeitweise Aneinanderfädelung unzusammenhängender Minuten, einzelner, abgerissener Momente unsers Handelns.

Gefühl des Daseins, Gedanke daß ich Ich bin, heißt bei mir Bewußtsein. — Du,

lieber Jüngling, scheinst Bewußtsein mit Erinnerung zu verwirren. Daß unsre Erinnrung für das frühere Leben fehle, geb' ich zu; sie fehlt uns auch von den meisten Minuten des gestrigen Tages schon. Aber darum hatten wir doch gestern, und auch vor unsrer Geburt, wie ich glaube, ein Bewußtsein.

Du gehst noch weiter, verwechselst Bewußtsein mit dem Leben. — So ist es nicht. Du lebst, nnd bist dich deiner oft nicht bewußt, wie es scheint. Ich will nicht reden vom Schlaf. Giebt es nicht oft Augenblicke, worin dein Geist in voller Thätigkeit sich gleichsam selbst vergißt; wo dir Gefühl des Daseins und Bewußtsein deiner selbst erlöschen? — Und doch lebtest du, warst nicht vernichtet. Leben ist nicht

die Folge des Bewußtseins, sondern das Bewußtsein kann eine Folge des Lebens sein. — Doch halt' ich ernst dafür, daß wir das gänzliche Gefühl des Daseins nie verlieren können; es selbst im Schlaf, in Ohnmachten haben, nur daß wir dessen uns nicht nachher erinnern, so wenig wir uns vollständig der Gedanken und Gefühle erinnern, die wir vor wenig Tagen um eben diese Stunde hatten.

Noch eins, mein Lieber, es betrifft das härteste, so du gesprochen. Du sagtest: „wenn ich mich nach dem Tode nicht erinnere, daß ich derselbe sei, der da und dort schon war: so ist die ewige Fortdauer nichts für mich, als ein immerwährendes Erschaffen- und Vernichtetwerden!" Was foderst du damit? — ein unendliches

Gedächtniß foderst du, nicht nur ein unendliches Leben. Warum verachtest du nicht schon das gegenwärtige Leben, der gebrechlichen Erinnerung willen? Warum sprichst du nicht, ich habe die Tage nicht gelebt, und nicht die Jahre, so ich mich nicht erinnre. Und doch, mein Lieber, warst du in den vergeßnen Tagen deines Lebens froh — hast sie genossen, würdest sie damals nicht verschmäht haben, wenn man dir vorausgesagt hätte, du würdest sie einst vergessen haben.

Ich kannte in meiner Jugend einen Mann, der als ein sechszehnjähriger Knabe in den Wäldern wie ein Wilder aufgefangen worden war. Es ist unbekannt, durch welches Schicksal er in jene Wildniß gerathen war. Er lebte mit den Thieren, wie ein Thier, hatte keine Sprache, war scheu und floh

vor Menschen, kannte seine Wildniß vollkommen, und wurde mit vieler Kunst und Mühe endlich erhascht. — Im ersten Monat seiner Gefangenschaft war er traurig, schien sich aus den schönen Zimmern des Fürsten, der ihn als ein Wunderding behandelte, immer noch nach seiner Wildniß zu sehnen. Er lernte allgemach reden, und als er reden konnte, hatte er sein voriges Leben in der Wildniß so ganz vergessen, daß er keine Rechenschaft davon zu geben fähig war. Selbst wie er in des Fürsten Schloß gekommen, war ihm unbekannt. — Alles, was vor seiner Sprachkenntniß geschehen war, war ihm ein dumpfes, unbegreifliches Dunkel. So erzählte mir der Mann selbst.

Sieh, mein Lieber, so ists um unsre Erinnerung, um unser Bewußtseyn.

Laß uns genügsam seyn in unserm Fodern, und nicht das Leben verachten, dem keine unendliche Erinnerung zugesellt ist. — Was der Schlaf in unserm irrdischen Daseyn ist, eine kurze Pause, mag jeder Tod in unserm ewigen Seyn gelten. Wer will nun das Leben auf Erden verachten wegen seiner Pausen? — Wer das ewige Seyn wegen dem eintretenden Tode?

Du, Lieber, wenn dein irrdisches Leben ein Bild von deinem grossen Ewigseyn ist, warum behandelst du dieses geringer, als jenes? — Warum gehst du heut zu deinem Lager so ruhig, und schlummerst dort so ohne Bangigkeit ein? — Weist du, ob du morgen erwachen werdest? — Du weißt es nicht, aber du glaubest es. Wohlan, wenn du hier glaubest, warum nicht auf dem Ster-

bebette? Die Gründe zum Glauben sind da und hier sich im Gewicht vollkommen gleich.

Einst geh' ich ruhig in den Tod im süssen Gefühl meiner Unsterblichkeit: ich lasse unbekümmert die alte, hinfällige Hütte zerbrechen, gebe ohne Schmerz der Erde ihren Staub zurück, und wenn es seyn muß, auch alle Erinnerungen. Genug für mich, ich gehe darum nicht aus der Schöpfung verloren; ich bin und finde überall mich wieder; ich bin, und bin schon allzuhoch gestiegen in der Wesen-Ordnung, als daß ich minder glücklich werden könnte nach jener mir bevorstehenden Verwandlung, als ich gegenwärtig bin. Hier ist ein Gott, und wenn ich in der künftigen Verwandlung wiederum ein Fremdling werde, so bin ich doch im

großen Wohnhaus meines Vaters, und überall begegn' ich ihm, denn überall ist Gott.

„Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius, sprach ich: " wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zurückspiegelt — Dann, haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahn! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke! "

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistergestalt in unsern Kinderträumen strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

Den Staub siehst du nicht wieder, sprach Harmonius: hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im grossen Hause Gottes, ist Bürger

noch von unsrer Geisterwelt — du kannst ihn also wiederfinden.

Doch täuschen wir uns oft. Wir heften unsre Liebe oft mehr an das Aeussere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort giebt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder, und Brüder.

Die Geisterwelt mit ihren Verhältnißen, Kräften und Gesetzen ist uns noch verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit schon manche liebliche Ahnung an — das Einzige. Wir dürfen es nicht verwerfen. Es giebt in unsern Na-

turen manches Unerklärliche; es ist Verwegenheit es enträthseln, doch auch Verwegenheit es, als Aberglauben, verdammen zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier so manches Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.

So wie sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffne Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkührlich aneinanderziehn, daß nur Gewalt sie scheidet, so ist es auch, wie ich es glauben will, im Geisterreich. Es ist mehr, als ein Märchen, daß Kinder, die ihre Eltern nie gekannt, beym ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seyen, von sonderbaren Empfindungen und zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr, als ein Märchen, daß ge-

trennte Freunde, da einer nicht vom Zustand des andern wußte, sympathetisch litten. Ich kenne keinen Grund, der mich zu glauben verhindert, daß der Magnet, der hier schon Seelen so wunderbar an Seelen zieht, nicht einst, nicht unter andern Verwandlungen ferner wirken werde. So hoff' ich einst in einer andern Welt, in einem andern Leben wieder mit denen verbunden zu werden, die ich in diesem Leben liebte. Mir ist es gleich, in welcher Verwandlung ich sie wiederfinde. Genug, wir gehören zu einander; Gott schuf uns für einander; wir sind Verwandte für die Ewigkeit; und unsre Liebe dauert unvergänglich in allen Hüllen.

Hier muß ich, fuhr Harmonius fort, euch meine Geschichte weiter erzählen, die ich beim Tode des kleinen Vogels abbrach. Diese

Geschichte wird nicht bedeutender werden, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der für mich so beseeligend ist, und einen schönen Strahl durch mein ganzes Leben und durch alle Finsternisse desselben wirft.

7.

Unsre Aufmerksamkeit wurde von neuem gespannt. Harmonius bemerkte es lächelnd und sprach:

Ihr werdet euch in euern Erwartungen getäuscht finden. Das Ausserordentliche, so ich euch erzählen werde, liegt nicht in den Begebenheiten, sondern in den Vorstellungen, welche ich mit ihnen verknüpfte.

Lange konnte ich den Vogel nicht vergessen; so lächerlich mir es auch schien, glaubte ich doch, jahrelang nachher, ihn in jedem ähnlichen wiederzufinden.

Ein Abentheuer mit einem Hündchen brachte den Verlust von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergang auf dem Domfelde ermüdet! und setzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kastanienbäumen, um die Lustwandelnden vor mir auf und nieder wallen zu sehen.

Ohne daß ichs bemerkte, hatte sich ein Hund mir genähert; er streifte leise an meinen Füßen hin, als schmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich wurd' er so vertraulich, daß er sich aufrichtete, und mir seine Pfoten auf die Kniee legte. Ich sah das Thier mit einiger Verwunderung an.

Er schien mit seinen Augen zu mir zu sprechen, und wedelte freundlich mit dem Schwanze. Bald fühlt' ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebkosete es. Es war schön; hatte ein seidenweiches kastanienbraunes Haar, Brust und Pfoten schneeweis, herabhängende, lappichte Ohren.

Indem wir einander schmeichelten, stand ein Fremder in Reisekleidern und rief mit einigem Unwillem: Mylon! Der Hund schien zu erschrecken, lies von mir ab, und gieng demüthig zu seinem Herrn, und von ihm wieder schüchtern und langsam zu mir.

„Wie kömmts, sagte der Fremde in französischer Sprache zu mir, daß der Hund sie kennt? Haben wir einander schon irgendwo auf Reisen getroffen?“

Schwerlich, antwortete ich: denn ich habe

Ihren Hund nie gesehn, und bis itzt war ich nie auf Reisen.

Das wundert mich, entgegnete der Fremde: ich sehe es zum erstenmale, daß dies treue Thier einem Unbekannten Schmeicheleyen giebt.

Er rief ihn an sich, und gieng davon. Ich folgte ihm unwillkührlich. Mylon sprang noch einigemal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreisen um seinen Herrn und mich rings um.

Ein Paar Bekannte traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Gespräch. Mylon und sein Herr entfernten sich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. — Mir wars, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber

war mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach; " dort ist dein geliebter Vogel. " Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin; öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen, unter wechselseitigen Liebkosungen erwachte ich.

Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaftig gegenwärtig. Der Traum schien mir die unerwartete Freundlichkeit des Hündchens enträthselt zu haben. Ich wagte es zu glauben, daß die Seele meines Vogels nach mancherley Wanderungen iezt Mylons schönen Leib belebe, und die alte Neigung

wieder für mich empfände. Ungeachtet mir im Glauben Täuschung zu liegen schien, fand ich doch auch die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

Ich war im Begriff mein Schlafgemach zu verlassen; ich gieng zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Bestürzung an. Er hatte seinen Herrn verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht wartend vor meiner Kammerthür zugebracht.

Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jezt eins. Kein Zweifel wagte sich gegen

den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahn ich und er nicht wieder. Meine neue Glückseligkeit will ich euch nicht schildern. Nur einen Zug noch muß ich hier anführen.

Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Ruhort hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylons, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche verstehen. Er war so gehorsam, so treu; so in alle meine kleinen Launen ergeben. — Man sah ihm seine Liebe zu mir an. Und wahrlich, schon damals fühlt ich die Unmöglichkeit solche ganz sich dahin gebende Liebe und alle ihre tausend Opfer vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt und ahndet, der sie empfängt!

Ich verlies meine Vaterstadt, ich besuchte mehrere Jahre lang einige hohe Schulen, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir mein Wohl und Weh.

Nach Italien, ich gesteh es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunsthallen von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andre Umstände. Zu Colorno, unweit Parma wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbnen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bey Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftlicher Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgelößt. Ich war neugierig diesen Mann, den Bruder dessen zu sehn, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äus-

serer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegenwärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schreklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

" Unter Mördern! " riefen wir alle erschrocken.

Freylich! antwortete Harmonius. Doch konnt' ichs nicht bestimmt erfahren, wer die die Mörder für die Brust des Greises gedungen hatte? — denn auch seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andren Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie

scheinen die Erde zu hassen, von der das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. Soviel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertste Feinde meines Oheims gewesen, wegen seiner hellern Grundsätze und Lehren, die er überall mitzutheilen gewohnt war.

Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehmahls das seinige war. Sobald ich mich demselben näherte, erkannt' ich überall seine fleißige, ordnende Hand. Mitten unter Weinhügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schlos, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Fruchtbäume leiteten.

Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz aus der Zendavesta geehrt zu haben,

wo Zoroaster der Perser spricht: „Wer die Erde baut mit Sorg' und Aemsigkeit, hat höheres Verdienst vor Gott, als wer zehntausend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!" — Aber dies rettete sein frommes Leben nicht. Möchte sein Blut das letzte sein, so um der Religion willen durch Priesterwuth flos! — die Unglücklichen! sie sind mehr zu beklagen, als mein Oheim.

„Wie! rief einer von uns, den Harmonius unterbrechend: wie? die verruchten, abgefeimten Pfaffen, du beklagst sie mehr, als deinen ermordeten Oheim?"

Bist du bestürzt ob meiner Rede? antwortete Harmonius; ich bins noch mehr ob deiner eignen. Willst du der Mörder lieber, oder der Ermordete sein? Er war rein und gut; die Mörder waren Blinde,

Irrende.

Irrende. Ein einzger, falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt zum ewgen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzge Lehre: daß nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seeligmachende sei! — wie vieles Unheils Stifterin ward sie auf Erden! Noch leben wir in Tagen der Barbarei, weil die Vernunft der Menschen allzu unentwickelt bleibt, und falsche Sätze uns regiren. Wir handeln mehr mit Klugheit, als Vernunft. Die Klugheit wäre uns entbehrlich fast, wenn alle Menschen vernünftig, das heißt, tugendhaft sein könnten.

Im ehmaligen Landgut meines Oheims erkundigte ich mich nach dem Unglücklichen, und den Ursachen seiner Ermordung, erfuhr

aber wenig neues. Als ich nun beklagte, ihn nicht mehr sehn zu können, gab man lächelnd mir zur Antwort: "Ihr könnt ihn immer sehn!"

Und wo? fragt ich mit grosser Verwunderung.

"Unter den Ruinen der alten Abtei, erwiederte man mir; da ward er ermordet; da geht allnächtlich sein Schatten umher, auffallend kenntlich. Es wird sogar behauptet, er zeige sich seit einiger Zeit sogar am Tage. Die Söhne des Ermordeten, um sich davon zu überzeugen, haben selbst den Versuch gemacht, und eine Nacht lang bei der Abtei durchwacht. — Am folgenden Tage waren sie erkrankt und schwermüthig. Sie läugneten nicht, ihn gesehn zu haben. Bald nachher verliessen sie diese Gegend." —

Ihr werdet, fuhr Harmonius fort: ihr werdet wohl glauben, daß ich Anfangs zu solcherlei Erzählungen wenig Vertrauen empfand. Aber da mir dasselbe von so vielen Personen, endlich von Augenzeugen, und selbst vom jetzigen Besitzer des Gutes wiederholt wurde, machte es doch meine Aufmerksamkeit rege. In jedem Fall lag irgend ein Geheimniß hinter diesen Erscheinungen. Meine Neugier ward lauter; in einem unglücklichen Augenblick beschloß ich, mich dahin zu begeben, um die wunderbare Erscheinung selbst zu sehen — zu spät bereute ich meinen Entschluß.

Gegen Abend gieng ich, wohlbewaffnet in Gesellschaft meines alten Dieners Matthias und meines Mylon dahin. Ein Bauer aus der Nachbarschaft diente uns zum Führer.

Er brachte uns nicht weiter, als bis zum Ausgang eines finstern Gehölzes, wo wir die Trümmern des Klosters hinter niedern Gebüschen vom Monde beleuchtet emporsteigen sahn. Ein wildes Schrecken ergrif bei diesem Anblick den Bauer; er floh zurück, ohne ein Wort zu sagen. Wenig hätte gefehlt, mein ehrlicher Mathias und ich wären ihm mit gleicher Behendigkeit gefolgt.

Langsam giengen wir dem Ort entgegen, wo wir die Ruinen erblickt hatten; bald verschwanden sie, bald traten sie wieder aus den Gebüschen abwechselnd hervor. Ein unwillkührlicher Schauer überlief uns, und machte uns die Einöde grausenvoller, als sie war. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind sumsete von Zeit zu Zeit

durch die Aeste der über uns schwebenden Bäume.

Wie kleinlich ist der Mensch, wenn sein Gemüth von abergläubiger Furcht übermannt wird! Als ich mich zu diesem Gange entschlos, dacht' ich nie im Ernst davon eine Geisterszene zu sehen, sondern nur ein Geheimnis zu lösen, was für eine Gestalt sich unter den Trümmern der Abtei meinem Oheim ähnlich zeige? — jezt warf ich mir die Kekheit oder Vermessenheit vor, hieher mich zu wagen in eine unbekannte Einsamkeit, in welcher der Bruder meines Vaters schon erschlagen ward! — Auch mein Mörder konnte hinter allen Stauden lauern. —

Als wir die verfallenen Gemäuer der Abtei erreicht hatten, wandelte sich mein leises Selbstgespräch wunderlich um. Wenn

gespenstisch die Schatten der Wolken an den mondhellen Wänden vorbeizogen, lagerte sich eine drückende Angst über mein Herz. Gegen Räuber und Mörder glaubt ich allenfalls gesichert zu seyn durch meine Begleiter und durch meine Waffen; aber wär es nicht möglich, dacht' ich, daß die Seelen der Verstorbenen noch Gewalt haben sich den Sterblichen zu zeigen? — Wir können unmöglich ganz verwerfen all die unzähligen Nachrichten von den Erscheinungen der Todten seit Jahrtausenden; was hilft doch unser Raisonnement dagegen, wenn die Erfahrung dafür stimmt? Die Natur der Geister ist uns noch viel zu unbekannt!

So quälte ich mich mit mancherlei Träumereien. — Meine Einbildungskraft erglühte, und gaukelte mir seltsame Phan-

tome vor. Ich wagte es nicht mehr mit dem ehrlichen Matthias zu reden, welcher ohnedem in Mylons Gesellschaft ruhig entschlafen war.

So durchbracht' ich die Stunden der Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umris der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubiges Schrecken, und schämte mich so vergebens meinen Muth fahren gelassen zu haben. Ich bedauerte jezt, ganz ohne Abentheuer geblieben zu seyn.

In demselben Augenblick rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr mit Entsetzen zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Finsternis eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern hinbewegen. Ich sprang auf und rief mit bebender

Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Moment stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

Meine Sinnen entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zulezt mit dem festen Schlummer verbunden haben muß; denn ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei häsliche Kerls zwischen den Ruinen, die sich mir in übler Absicht zu nähern schienen. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt und einer von ihnen mit einem Stilet, der andre mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen

beide zugleich mörderisch über ihn her; ich hatte unterdessen Zeit gewonnen mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehn und auf die Räuber abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein andrer Schuß gegen die Elenden von der entgegengesezten Seite.

Matthias wars, der mir zu Hülfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen, die Ruinen verloren und mich; hatte endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdekt, und nun sich hieher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sey?

Die Räuber entflohn. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon,

wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutigen Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen Matthias aus einem nahen Bache Wasser herbeiholte, die Wunden zu waschen.

Ich sollte ihn nun verlieren; sein Wimmern ward leiser. Er lekte meine Hand und sah mich unverwandt an, als kenne er den langen Abschied von mir. In diesen herben Momenten erneuerte sich die ganze Vergangenheit; die Todesstunde meines Vogels; Mylons erstes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Domfelde meiner Vaterstadt; — die Flucht von seinem Herrn zu mir; sein und des geliebten Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer — alles

wurde so lebendig vor mir. Hier lag er nun, um für mich zu sterben, als treuer Freund, seine Liebe mit seinem Leben aus=hauchend.

Mein Schmerz wurde heftiger. Das gute Thier sank sterbend ein und schlos sein ver=dunkeltes Auge. Es kannte mich nicht mehr. Weinend rief ich es wiederholt bei seinem Namen; Mylon hörte noch meine Stimme; er öffnete noch einmahl seine Augen zu mir; machte noch einmahl die Bewegung mit seiner Zunge, meine Hand zu lecken. Er verschied.

Matthias und ich sassen weinend neben der Leiche des theuren Thiers; er war un=ser gemeinschaftlicher Liebling gewesen.

Wir gruben ihm gemeinschaftlich nun sein Grab, und verscharrten ihn.

Ruh sanft, du theurer Staub! rief ich: ruh sanft! — O Mylon wir finden uns wieder; ewig währet unsre Trennung nicht! —

Nie war mein Glaube erquickender gewesen. Matthias konnte jahrelang den treuen Gefährten nicht vergessen; ich lächelte bald wieder. Ich war in mir gewis, den geliebten Geist wieder zu finden.

8.

Hier habet ihr nun die Geschichte derjenigen kleinen Begebenheiten, die in mir jene Vorstellungen über die unbekanntern Gegenden unsers Daseins erzeugten. Als Anhang dazu liefre ich euch noch die Geschichte

von der ersten Bekanntschaft mit meiner Gemahlin.

Ich seh es ohne Mühe ein, wie befremdend euch mein Gedankengang sein mag. — Ihr, unvertraut mit tausend Nebenideen, welche aus dem Grunde der Seele mit jedem Gedanken zugleich in mir aufsprossen, unvertraut mit der ganzen Verkettung meiner Vorstellungen, werdet vielleicht diesen Glauben eine jugendliche Schwärmerei nennen, wenn anders die melancholische Schönheit dieses Abends nicht euer Herz gerührt, und für das Erhabne und Schöne, so seltsam es auch erscheinen mag, empfänglicher gemacht hat.

„Nein, Harmonius, “ rief mein Nachbar, du irrst dich! Dein Glaube ist auch der meine. Längst lagen in meinem Gemüthe

seine Keime verschlossen; sie erwachen sämmtlich unter der milden Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. In ihrer Welt gehn die Geister ihren eignen Gang. Sie gesellen sich zu den Körpern nach unbekannten Gesetzen, und lösen sich wieder von ihnen ab. Geschaffen von Ewigkeit her, reifen sie für die Ewigkeit. Hier ist ein unendliches Fortstreben; jeder Tod nur eine Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irrdischen sollen sie nicht an diesem kleben, sondern nach dem Geistigen trachten. Ich bin unsterblich; das Universum hat keine irrdische Gränzen für mich; früher oder später darf ich hoffen Zeuge erhabnerer Szenen zu seyn. —"

"O Harmonius, ich fühl es, der Welt-Urheber ist kein Catechismus-Gott,

mehr ist er, als unsre verwegenste Ahndung wittern mag. Es ist kein Catechismus-Himmel, keine Catechismus-Hölle! — Ein unendliches Geistergetümmel, emporsteigend zum Urquell des Guten und Seeligen! — Harmonius, einst zweifelte auch ich mit kindischem Kleinmuth. Seitdem ich aber aufgehört habe den Schulweisen zu horchen, seitdem ich die Natur unmittelbar studiere, seitdem ich einen Gott zu glauben mir nicht versagen darf, ist anders mir die ganze Welt geworden. Ich bin genesen vom schweren, dumpfen Fiebersinn."

"Wenn ich Kinder habe einst, so soll für sie kein Catechismus sein. Die Naturgeschichte, die Botanik sei ihr Evangelium. Bei jeder neuen Blüte, bei jedem neuen

Moose sollen sie sprechen lernen: auch dies Wundergebäu hat Gott aufgestellt!"

" Und ihr, ewigen Flammenblumen, im unermeslichen Himmelsgrund droben, ihr seid vergebens nicht dahin gepflanzt! Euch sehen Hund und Affe, Adler, Wurm und Fisch, doch keiner kennt euch, keiner weiß, daß ihr Erden und Sonnen seid im Unendlichen schwimmend. Der Mensch nur weiß es. Ach, vielleicht, früher oder später, ist einer von euch mein neuer Wohnplaz; und inzwischen noch auf Erden treue Freunde am Grabe des Entschlummerten weinen, fühl ich dort schon die unbekannteu Reitze einer andern Welt!"

" Dort samml' ich neue Brüder, neue Schwestern! — Der Tod entführt sie mir, der Tod entführt mich ihnen; ein ewiger

und

und ewig=schöner Wechsel! — Und unter allen Geistern auch vielleicht für mich ein theurer Geist, ein Zwilling, Brudergeist! — und daß wir immer, ewig uns Getrennte wieder finden, nähren; und daß die Liebe, dieser Gottesfunken nicht ganz erlischt, wenn unsre Lebensflamme stirbt!

Er schwieg. Es war keiner unter uns, welcher sein Feuer nicht ergriffen hätte. Reden konnte keiner. In einem milden Strome von Empfindungen versanken die Seelen. Der Mond flos durch ein Goldmeer von Gewölken hin; sein Schimmer wehte über die blühenden Gebüsche, bald strahlender, bald matter. Zwischen den verworrenen Zweigen der Kastanien und Pappeln blizten hin und her die Sterne, vom Laube spielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die

ganze Landschaft schien ätherischer, in feinen Duftgebilden aufgelöst, um uns zu schweben. So sahn der Vorwelt Dichter ihr Elysium.

Harmonius, seines Versprechens eingedenk, nahm dann den Faden der Erzählung auf und sprach:

9.

Auf meiner Heimreise ins Vaterland hatte ichs zur Gewohnheit, wenn das Wetter irgend erträglich war, den Weg zu Fus zu machen. Das Reisen im Fluge ist so genusslos, als das Leben im Fluge. —

Gewöhnlich eröffneten wir auch unsre Wandrung jeden Tags schon vor der Sonne Aufgang. —

Einst hatt' ich sie erwartet auf einem waldigten Hügel. Unten in der Tiefe zog sich schlängelnd der Fahrweg, am Ufer eines unbekannten Flusses. In falbem Duft lagerte die schöne Gegend, mit ihren Fruchtfeldern und zerstreuten Hütten am jenseitigen Ufer.

Matthias war langsam inzwischen vorausgegangen. Er wollte mich nicht stöhren. Es gehörte zu den Sonderbarkeiten unsrer Reise, daß wir selten miteinander gingen, sondern jeder für sich. Man reiset nicht um zu plaudern; man tödtet sich nur mit fadem Geschwäz in der beständigen Gesellschaft; man beobachtet nur halb und unsre Existenz ist getheilt.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn grade jezt vermißte, und mich zu ihm

sehnte. Die Sonne ging auf; ich aber lief den gekrümmten Fusweg am Hügel entlang, und suchte den ehrlichen Gefährten. Er war eben im Begrif einer wohlthätigen Handlung. Eine Bettlerin stand vor ihm. Er reichte ihr das Allmosen, und fügte hinzu: geh arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!

Als ich näher trat, sezte er unbefangen seinen Weg fort. Ich stand vor der Bettlerin.

O Gott, welch ein Augenblick! — hier war Sonnenaufgang in meinem Leben.

Ihr kennet das Gemälde meiner verstorbenen Gemahlin. Ich darf euch nicht sagen, daß sie schön war. Denket euch jezt diese reizende, schöngeformte Gestalt, mit diesem

Antliz eines zartempfindenden Engels, denket sie euch in Lumpen gewickelt!

Unwillkührlich blieb ich stehn. Ich sah sie an, und fühlte mein Herz so beengt, all meine Vorstellungen und Empfindungen so in Eins aufgelöst, daß ich mich selbst nicht kannte. Ich war in einer Feengegend, von Bezauberungen umsponnen; die rührendste Schönheit schwebte vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

Auch sie schien bestürzt. Eine glühende Röthe überflog, wie der Wiederschein eines brennenden Morgengewölks, ihr Angesicht. Dann ward sie blas; schien sich ermannen und entfliehn zu wollen, wankte seitwärts, fühlte den Verlust ihrer Kräfte, und hielt sich bebend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach. —

„Dir ist nicht wohl, mein Kind!" sprach ich.

Sie antwortete nicht, wiewohl ihre kleinen Lippen sich öffneten, eine Antwort zu geben. Sie sah mich mit ihrem Unschuldsblick lange und unverwandt an, als wolle sie in meiner Seele lesen. Dann drehte sie sich plötzlich ab, und ging davon.

Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte sie sich wieder an eine hohe Eiche, und sah zurück nach mir. Sie weinte, und schien mit Gewalt einen geheimen Schmerz und ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

Ich näherte mich ihr. „Was fehlt dir, mein Kind? fragt' ich: bist du unglücklich?"

Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut; starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie in meinem Arm auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Blässe übergossen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehn. Ich rief sie, ich rührte ihre kalte, zarte Hand; sie hörte, sie fühlte mich nicht mehr.

Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurük zu einem lebendigen Quell, der unter den Felsen hervor über dem Weg flos; schöpfte in meinem Hut das kühle Wasser und kehrte zurük.

Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fustritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

Eine blasse Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

"Du bist sehr krank!" sprach ich.

Sie lächelte wehmüthig, und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme; "gewis nicht!"

Meine Bezauberung war noch nicht geendet. Ich dachte und that, wie ein Träumender. Ich hielt die Hand der Bettlerin, war stumm und sah bald vor mir nieder, bald zu ihr auf. Und sie nicht anders.

Matthias kam. Er behauptete eine Stunde lang voraus gewesen zu sein; er hatte gefürchtet mir sey ein Uebel wiederfahren.

Ich stand auf. Das Mädchen sank nieder ins Gras und weinte laut.

" Sie ist gewis krank!" sagte ich zu Matthias. Ich zog meine Geldbörse hervor, und statt ihr Münze zu suchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch zu wenig gegeben zu haben. —

Das Mädchen erröthete, gab mir das Geld zurück und sprach: " ich verlange nichts."

" So wollen wir dich wenigstens zu deiner Wohnung begleiten, denn du bist schwach!"

Sie nahm es an; erhob sich, und lehnte sich auf meinen Arm.

" Sie ist nicht weit von hier!" sagte sie.

" Hast du deine Eltern dort?" fragte ich.

„ O Nein. Meine Eltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind weitläuftige Verwandte, arme gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Ausser dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hüte die Gänse, oder trage Milch."

„ Warum gehst du aber in keinen Dienst?" sagte Matthias.

„ Ich kann nicht. Der alte Mann in unsrer Hütte wäre dann ohne Pflege. Er ist krank."

„ Und wie alt bist du?" fragt' ich.

„ Neunzehn Jahr!" seufzte sie.

Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung; — eine baufällige Hütte, von Epheu, der sie umrankte, gleichsam zusammengehalten und an eine röthliche schrofe Felswand gebunden. —

Von innen überall die Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch altes Linnen an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigten Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

Wir sezten uns auf ein hölzernes Bänkchen, ohnweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über dem Flus gegen das jenseitige Ufer.

„Darf ich euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstük?" fragte das Mädchen.

Ich nikte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon. „Ich komme sogleich wieder!" rief sie.

Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflegetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, und stimmte in ihren Berichten mit dem überein, was ich von dem Mädchen selbst erfahren hatte. — Doch auch den Namen derselben erfuhr ich noch; Cecilia hies das arme Kind.

“ Es wird spät werden!” sagte Matthias, als wir allein waren.

Was versäumen wir anderswo? entgegnete ich.

“ Freilich, erwiederte mein Matthias schmunzelnd: wäre die Alte dorthinten eine Frau von Stande, und ihr Pflegekind wenigstens ein Fräulein, so liesse sich aus solchem Besuch etwas ziehn. Schön genug

wäre die Jungfrau, allenfalls, wenn es sein müßte, eine Prinzessin zu heissen.“ —

„Und dann?“

„Ei und dann hättet ihr eine Gemahlin, junger Herr, und das Hauswesen würde bestellt!“

Ich erschrak, und schwieg. — Nach einer Weile erschien Cecilia. In saubern hölzernem Geschirr sezte sie uns Milch und gutes Brod vor. — Ich konnte nichts geniessen. Mein Auge hing unveränderlich an Cecilien. Sie erschöpfte mein Ideal von reizender Weiblichkeit. Ich war berauscht. Hütte, Felsen, Flus, Gebüsche, alles schien Verklärung und Schönheit von ihr zu empfangen; alles die Folie dieses reinen Diamants zu sein.

" Cecilie, sagt ich: du jammerst mich. Du bist unglüklich." —

Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

" Willst du immer Bettlerin bleiben?" fuhr ich fort.

" Die Armuth hat mich nicht unglüklich gemacht!" seufzte sie.

" Ich mögte alles für dich thun: sagte ich wieder nach einer Pause. — Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeeltern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben!"

Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecilie sah mit tiefer Unruh und mildem Erröthen vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsam-

keit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück nicht auszuschlagen. Cecilie, ihrer Pflegerin gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld und schikte sie ins Dorf für Cecilien gute Kleider zusammenzukaufen. Matthias ging inzwischen, im Wirthshause ein Mittagsmahl zu verordnen.

Ich war allein. Auch Cecilie hatte sich entfernt. — Ich hätte sie nun gern gesprochen; ich war berauscht von jedem Blick, welchen ich in meine Zukunft warf; so glüklich war ich nie.

Aus meinen Thränen stöhrte mich ein dumpfes Wimmern. Ich erkannte die Stimme Ceciliens; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme, in der Hütte.

Ich flog dahin. Eine halboffne Thür lies mich das arme Mädchen in einer Kammer

sehn. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobnen, zusammengefalteten Händen stand Cecilie da, und weinte, schluchzte, und lies zuweilen einzelne Worte hören:

" Du hast meine Thränen gesehn! sprach sie überwältigt von ihren Gefühlen: du hast meine Seufzer gezählt! — o mein Gott! o mein Gott! wie hab ichs verdient, daß du mich so glüklich machst!"

Ein solches Gebet, mit solcher Empfindung hatt' ich nie gehört. Ich ging hinaus zur Hütte. Auch ich strekte meine Hände empor zu dem Unbekannten, zu welchem sie betete. Ich weinte, wie sie vor ihm weinte, und sprach leise: "Du hast mich zum Glük erschaffen!"

Das Gebet, so es vom gepreßten Herzen aufsteigt, ist gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rausch. Der betende Mensch ist immer im Stande seiner Erhöhung. Wer ihn sieht, bekennt, er gehöre der untermondischen Welt nicht allein; er spricht mit dem, vor dem nichts Grosses ist.

Ich sezte mich wieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilie heran. Noch wogte der schöne Sturm in ihren Empfindungen auf und ab. — Unbeweglich sah sie mich an; unbeweglich ich sie.

„Warum weinst du, liebe Cilia?“ fragt' ich.

Entfesselt stürzte nun ein Thränenstrom über ihre Wangen hin. Sie warf sich vor mir auf die Knieen; sie ergrif meine Hand, drückte sie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück ist allzugros! Wie konnt' ich so viel hoffen? — Ich will eure treuste Magd sein; ich will euch nie verlassen; ich will gern für euch sterben! —“

Ich war tief bewegt. Ein Engel weinte zu meinen Füssen.

Ich richtete Cecilien auf. „Und ich will dich nie verlassen!“ sagt' ich.

„Lasset mich knieen!“ rief sie: „so will ich immer vor euch erscheinen. Nur so wird mir ganz wohl sein, wenn ich euch sehe.“

„Aber ich, liebe Cilia, aber ich kann dich, darf dich so nicht sehen. Du bist

meine Sklavin nicht; ich will auch dein Herr nicht sein!" —

So sprachen wir lange. Ein Gemisch von unaussprechlicher Demuth und unaussprechlicher Liebe lebte in ihrem reizenden Mienenspiel.

Matthias und das Weib kamen endlich zurück. —

Daß ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Fest in der Bettlerhütte — ich verlies erst am folgenden Tage dies schöne Erdenpläzchen und das Dorf.

Von Cecilien schied ich lächelnd; aber mein Herz blutete. In der nächsten Stadt sollte sie die Post nehmen bis hieher in meine Heimath. Tag und Stunden hatt' ich berechnet, wann sie ankommen müsse; in den Städten ihr die besten Gasthöfe empfohlen;

und doch — eine so lange Reise — wie vielen Unglücksfällen war das verlassne Mädchen ausgesezt, welches zu seinem Schirm nichts, als seine Schönheit und seine Thränen hatte.

Matthias war nur bemüht, mich zu beruhigen; drei Tage lang wiederholte er mir seine Trostgründe vom Morgen bis zum Abend.

Ich beschlos in der nächsten Stadt Cecilien auf der Post nachzufragen, sie aufzusuchen und sie unmittelbar zu begleiten. — Schneller zum Ziel zu kommen, miethete ich im ersten Flecken einen Wagen, bis zur Stadt. Indem wir den staubigten Weg dahin flogen, sahen wir Cecilien einsam vor uns wandern. Wir kamen, hielten an; sie erblickte uns und sties einen lauten Schrei

aus. Ich sprang vom Wagen, nöthigte sie zum Einsteigen, und so erreichten wir die Stadt.

O wie viel hatten wir zu plaudern! — wie viel zu fragen, wie viel zu erzählen! — Aber ihre Schüchternheit und Demuth blieb sich immer gleich. — Sie wohnte mit mir nun in gleichem Gasthofe. Ich lies ihr neue Kleider anmessen, weil die bäurischen ihr wenig anpassend waren. — Sie erwartete für sich die Kleider einer Dienstmagd; ich aber gab dem Schneider heimlichen Befehl, nach den besten Moden zu arbeiten.

Sobald die Kleider ankamen, beschlos ich abzureisen.

Ich gieng in Ceciliens Zimmer, um ihr das neue Geschenk zu zeigen, und mich an ihrer Bestürzung zu freun. Sie sas am

Fenster und strikte. Vor ihr lag ein aufgeschlagener Kalender.

„Wisset ihr auch, mein lieber Herr, wie lang ich euch nun kenne?“ sagte sie mit holdseeligem Lächeln.

„Die Tage lassen sich noch zählen, liebe Cilia:“ gab ich zur Antwort.

„Es sind nun sechszehn Monate, seitdem ich euch das erstemahl sah! — Ach, ihr erinnert euch meiner freilich nicht mehr. Ihr würdigtet mich damahls keines Anblicks.“ —

„Wo aber, Cecilie?“ rief ich.

„Es sind nun sechszehn Monate, da ihr durch unser Dorf reisetet, mit Matthias und einem braunen Hündchen. Ihr hattet einen eignen halben Wagen; hieltet des Mittags beim Wirthshause an. Ich stand an der Thür. Meine Augen haben euch

nicht verlassen. Ich sah euch mit Matthias speisen. Ihr truget einen runden Hut, einen grünen Ueberrok mit rothem Kragen und strohfarbne Unterkleider. Ihr waret damahls sehr ernsthaft. O wie gern hätt ich an die Stelle des braunen Hündchens sein mögen!“

„Du hast recht, Cilia, vor ohngefähr so vieler Zeit, wie du sagst, bin ich wirklich durch jene Gegend gekommen. Aber daß ich dich nicht gesehen habe, begreif' ich nicht!“

„Ich begreif es wohl, lieber Herr. Wie solltet ihr auch eines armen Bettelmädchens geachtet haben; oder wenn ihr mich sahet, wie hättet ihr euch dessen erinnern mögen? Aber ich! — ach, ich! — O erlaubt mirs, daß ichs euch sage. Schon tausendmahl

hab' ichs sagen wollen, und niemahls konnt' ichs. Ach, ich — als ihr nun fortreistet, als der Wagen durch die Strasse des Dorfs hinrollte, — o mein Gott, ich weiß nicht, wie mir ward! — ich wollte an das Fenster gehn, nur noch den Staub sehn, den eure Räder aufgeregt haben mogten, nur die Gegend, wohin ihr flöget — und ich erreichte das Fenster nicht. Die Wirthin war so barmherzig mich auf ihr Lager zu tragen. Sie sah mich am harten Boden leblos liegen. —“

„Seitdem hab ich euch nie vergessen. Täglich waret ihr in meinen Gebeten und in meinen Träumen. — Ich glaubte nicht, in dieser Welt euch wieder zu finden; — ich war nun zwar so froh nicht mehr, wie sonst, aber doch auch wieder in manchem

andern seeliger, als sonst. Ich bin wirklich frömmer geworden. — O Gott! —“

Bei diesen Worten sank sie mir wieder zu Füssen; sie weinte heftig und umklammerte meine Hand. „O Gott! rief sie: ich bin allzuglücklich. Mein lieber Herr, könnt' ich nur sterben, nur so, an eurer Hand, zu euern Füssen! — ich ertrag es nicht!“

Die Erzählung Ceciliens von ihrer ersten Liebe — und die Heftigkeit ihrer Empfindungen übermannten mich. Immer noch hatt' ich mich ernster und kühler gegen das liebenswürdige Geschöpf gestellt, als ichs sein konnte. Ich riß sie vom Boden auf; meine Thränen vereinten sich mit den ihrigen; ich drückte sie an mein Herz, mein Kus glühte

auf ihren Lippen. „Wir verlassen uns nie!“ rief ich.

Welch' eine Stunde! welch eine Fülle von Seeligkeit mag das menschliche Herz ertragen! — Ceciliens erster Kus, mit Schüchternheit und Glut gegeben, lösete meine Sinnen auf.

Ich führte sie zu den Kleidern. — „Cecilie, sprach ich: nimm diese Kleider. Du wirst meine Gattin! —“

Sie erschrack beim Anblick des Geschenks; noch mehr bei dem Namen Gattin. Beides wollte sie nicht; nur meine Magd sein und heissen wollte sie. Lange währte ihr Kampf. — Ob Liebe, ob demüthiger Gehorsam, — sie schwieg zulezt.

Die Hand des Stadtpfarrers verband uns noch in derselben Woche. Als mein Weib führte ich sie in meine Vaterstadt ein. — Ich darf euch nicht sagen, wie unaussprechlich glücklich die Tage unsrer Ehe waren.

Die rührende Geschichte ihres Todes, und wie ihr Sterben an meiner Brust auch die lezte Wurzel alles Zweifels gegen meinen Glauben hinwegris — dies ein andermahl, ihr Lieben!

Die Nachtluft wehet kühl, und ich bin siebenzig Jahr.

Wir erhoben uns, den Greis in seine Zimmer zu begleiten.

„Unser Beruf im Universum, sagte er beim Abschiede, ist ein göttlicher Beruf! —

Die Geister sterben nicht aus, und die unbekannte Gewalt, welche Seelen an Seelen führt, wird mich nicht ewig von Mylons und Ceciliens Geist scheiden!

II.

Herrn Quints Verlobung.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, sein Landgut lag fast im Mittelpunkt desselben, ist gewis eins der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn roth' und weisse Blüten von allen Bäumen leuchteten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangten, dann wars, als hätte das Thal einen ewigen Sonn- und Fest-Tag, und Homers Götter würden hier gewis ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein dreistunden langes Oval, und mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebürgen umzäunt, an deren Brust reizende Dörfer ruhn und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen auf einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten, und wohlbewohnte, tiefumbüschte Dörfer liegen da, wo Ruh und Einfalt heimathlich sind.

Durch die Länge des Wunderthales hin strömt ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstöhrer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden hin, und wagt es nur dann sich gegen die Ebne zu senken, wann ihm ein Dörfchen winkt.

Drei

Drei Brücken über dem Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern auf den Enden desselben, vereinigen die Ufer, und die Bewohner vom Diesseits und Jenseits.

Das Thal ist hiemit geographisch-richtig beschrieben, und wer es kennt, weiß selbst dessen Namen.

2.

Ich habe schon gesagt, das Landgut des Herrn Quint lag ohngefähr in der Mitte desselben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, der hier erst seit zwölf Monaten

lebte; vor ihm hatte das Landgut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint, hatte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbaren täglich mit Leibes Augen gesehn, sie würden geschworen haben, er sey überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für sehr gelehrt; nur warf man ihm doch vor, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehn, noch abhören.

Nach unsrer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt. — Er liebte die Menschen, aber floh sie. Er hätte gern alles glücklich gemacht, nur von keinem weder Bitte noch Dank anhören mögen. Nichts war ihm widerlicher,

als Verkünstelung; er liebte unverstelltes, offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Complimente, hohler Feierlichkeiten waren ihm verhaßt und eckelhaft. Noch nie war er freiwillig der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen; er war auf keinem Hochzeitsfeste, und auf keiner andern Kindtaufe gewesen, als auf seiner eignen.

Er mied alles Aufsehn, und war darinn bis zur Aengstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er seine neuen Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer intressanter Schriften, aber selbst seine Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels litterarische Kundschafter zerrissen daher

nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist der Verfasser jener vortreflichen Charakterschilderungen, in welchem sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschliessen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward niemand von den Menschen mehr hintergangen als Herr Quint. So haben berühmte pädagogische Schriftsteller oft die übelgezogensten Kinder; und fallirende Oekonomen schreiben am besten über Haus- und Landwirthschaft.

Herr Quint lebte in seinem schönen Meierhofe, wie ein Eremit. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, botanisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pyk, beinah wie er; ebenfalls unverheurathet, aber doch als Wittwer; ebenfalls auf einsamen Landgute, weiland ein altes Ritterschlos, mit Laufgräben und Schiesscharten, und Thürmen wohl versehn. Herr Pyk ein wohlgerundeter Mann, mit rosenfarbner Laune, liebte hingegen Gesellschaft, war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm gewöhnlich Langeweile machte. Herr Pyk sprach gern, und gern über alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von Natur, und dennoch spann er sich überall Prozesse an, um nur seine Sache öffentlich plaidiren zu können.

Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf seiner Seite hielt. Er gieng lachend zum Gegner, gab ihm was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es gieng von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie eine Stunde weit aus einander.

3.

Eben der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich zum Theil die Schüchternheit des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sey ein interessanter Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar einseitig, die ståte Gesellschaft hingegen oft allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen den Pflanzen in den hohen Alpen; sie sind einfältig, schmucklos, aber körnigt, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk so herzliche Freunde bei so ungleichem Charakter wurden war wohl natürlich. Beide hatten

ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verschiedenheiten machten die Wurze, den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von ganz gleicher Denkungsart und gleichem Temperament vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, an andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum giebt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigten Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten so heftig, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeussere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fuswerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Ge-

sellschaft von zwanzig Männern, (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er glaubte sich lächerlich zu machen, und in Verlegenheiten zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit jungen Damen verdammte. Zudem hatte er bemerkt, daß je feiner er sich nehmen wollte, je steifer und linkischer er wurde.

So lange er mit Herrn Pyk bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, ausser Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen keine andre weibliche Person gesehn. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pyks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an allen neuen Gebäuden welschen Geschmacks in und ausser seinem Thale fand.

Auch nahm er sichs vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehn.

4.

Zwar war es ein heisser Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch mannigfach abwechselnde Szenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten umringt von ihren Fruchtgärten; kleine hervorströmende Bäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhangenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

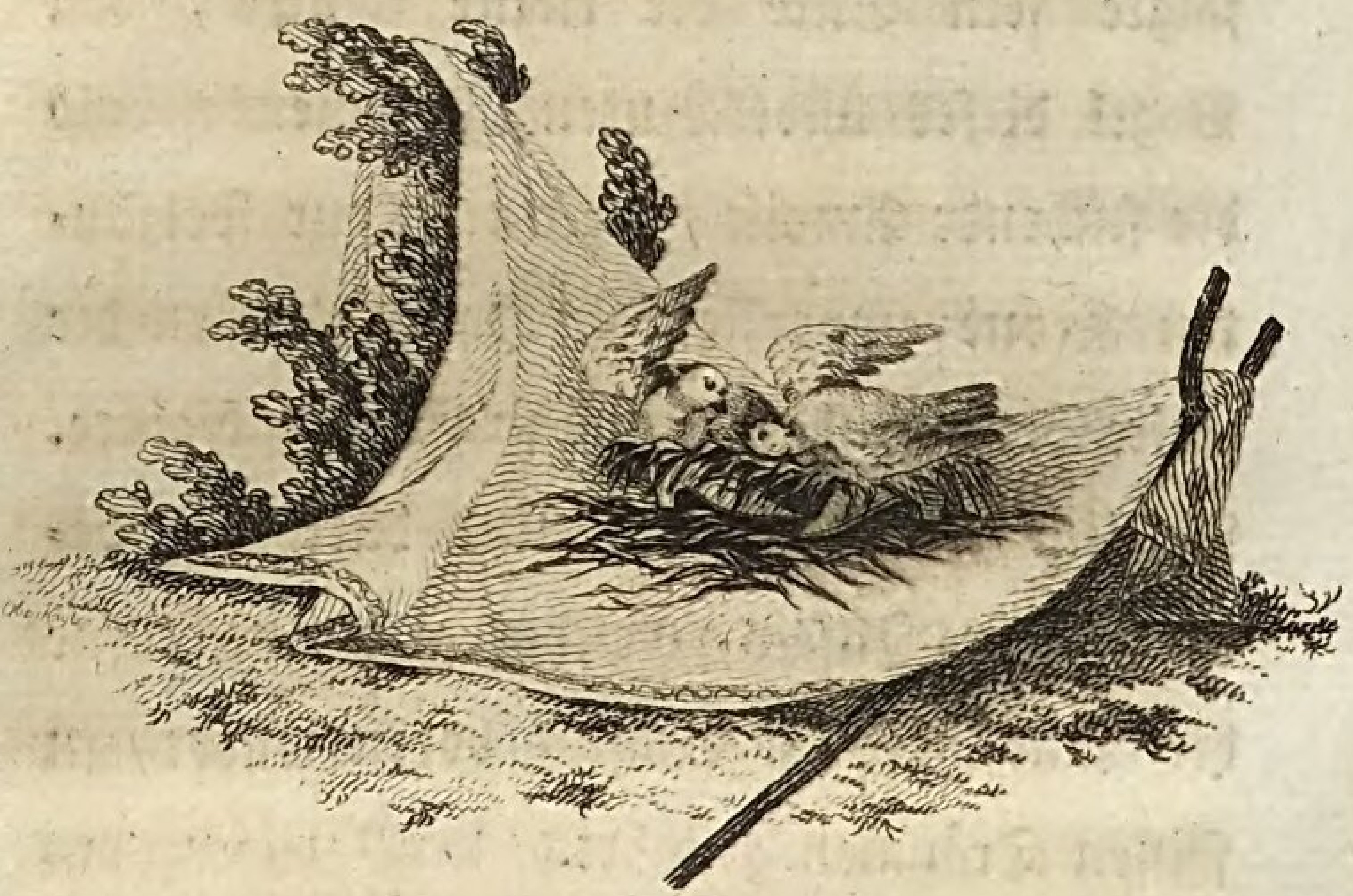
Vom Flusse hinweg, links gegen den Fuß des hohen Gebürges zog sich ein steinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein viereckigter Thurm, der aus den krausen Gebüschen aufstieg, sichtbar in der Ferne war. Hier umfieng eine erquickende Kühle den Wandrer zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weitgeschwungnen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten, denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schlos. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmahl seiner Gewohnheit untreu wurde. Aber seine Gestirne wollten es so.

Desto müder war er und erhizter als er nun die Höhe, und die geräumige Grasebne

vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte hier, daß sein Freund an dem heutigen Tage ein grosses Waschfest haben müsse, denn der ganze Plaz war mit Seilen links und rechts überspönnen, woran schneeweisses Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg zu entdecken war.

Herr Quint, ohne sich lange zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines grossen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Fantasie lies ihn hier bald Hügel und Thäler sehn; im Schatten der breiten Halme des Gras-Waldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über den niedern Moosgebü-

schen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Wäldchens; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzichten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und straks zurückkehrte. Plözlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewis nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Träumen gestöhrt.



5.

Es erschienen vor ihm, und gewis nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füsse eines Menschen, die in der stillen Grasgegend einen entsezlichen

Unfug trieben. — Man mußte aber gestehn, daß es ein Paar niedlicher Füsse war. Herr Quint sah aufwärts; aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Person, zu welcher die Füsse gehörten.

Herr Quint, welcher sich in seiner gegenwärtigen Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt mit seinen Augen Form und Bekleidung der Füsse. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweis, die rothen Saffian-Pantoffeln ziemlich nett und neu. — Sie konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von 12—15 Jahren, oder einem Mädchen von 15—20 Jahren angehören. Lezteres wäre für Herr Quint der aller-

schlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Wer hätte es auch sein können, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insassen hatte?

Unter solchen Umständen war auch dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihn. Nur der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein mögte, jagte dem guten Mann eine heimliche Furcht ein. Er beschlos sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, da es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tischtuch ein wenig, dukte den Kopf, schielte aufwärts, und sah — unseelige Entdeckung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiften Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegnen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in die bitterste Verlegenheit zurückgestossen. Hier lag er zum erstenmahle zu den Füssen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäs, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzensäumen machen liessen, in die Klasse der lieblichern Wesen gehören mußte. Hier hätte zur Vermehrung der öffentlichen Noth niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In dieser kritischen Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehn, oder ruhig am Erdboden harren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch die jähe Erscheinung

eines unbekannten Mannes erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint etwas Angenehmes über seine vorige Lage, über die neue Bekanntschaft, über, Gott weis was? sagen, und sich auf eine vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber niemand in der Welt hätte sich dazu weniger einverstanden, als Herr Quint. — Er beschlos demnach, so lange, als möglich; alle Bewegungen einzustellen, und unentdeckt zu bleiben.

Doch sein Schicksal hatte noch nicht ausgewüthet. Es entstand unvermuthet bei ihm ein leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblick stärker wurde. Herr Quint hatte bisher die alte, gesunde Uebung, recht laut und kräftig zu niesen. Jezt war er unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward

selbst an ihm zur Verrätherin. Wer konnte widerstehn? Welch' ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plözlich ein bisher unentdeckter Mann unter ihm von Herzen geniest hätte! Welch eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich jezt erhoben, und seine obenerwähnte Entschuldigung mit einem fürchterlichen Niesen begonnen hätte? —

Indem Herr Quint mit wachsender Angst seine verzweiflungsvolle Situation von allen Seiten übersah, und mit den Augen unverwandt die niedlichen Saffian-Pantoffeln angaffte, ereignete sich ein neuer etwas wunderlicher Zufall, und zwar noch vor dem öffentlich Ausbruch der Krise in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die oftbesagten beiden kleinen Füße sezten sich jezt in Bewegung. Sie trippelten eine Weile seitwärts her und hin am Tischtuch, erhoben sich auf die Zehen, und trieben mancherlei Gaukeleien. Herr Quint schlos daraus, daß die Unbekannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tischtuch geschlagen und mit hölzernen Klammern befestigt war. — Er hatte nicht unrecht. Die wankenden Gabelstangen, welche das lange Seil in gewissen Zwischenräumen stützen mußten, waren etwas hoch. Die Unbekannte aber, voll Eigensinns, lies ihren Vorsatz nicht fahren. Sie hüpfte so lange, bis sie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da verlor sie, sammt den

Gabelstangen das Gleichgewicht. Stangen, Seile, Wäsche, alles bog sich vor und sank, — Herr Quint diesmahl hätte lieber den Einsturz des Himmels gesehn — das Tischtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tischtuch in grader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Welch ein unbarmherziges Verhängnis! — Mit welchen Zügen soll ich jezt die Verzweiflung des bedauernswürdigen Mannes schildern? Er lag da, ohne Regung. Kaum hatte er Geistesgegenwart genug, unter dem Druck dieser unvermutheten Bürde sich ganz leidend zu verhalten, und um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu ersparen, sich schlafend zu stellen.

Eine bessere Parthie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht seine vorwitzige Nase, ohne alle Rücksichten einen Queerstreich gespielt hätte. Diese nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu niesen nach ihrem besten Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin spürte bald nach ihrem Falle, daß unter dem Tischtuche ein andrer Unglücklicher verborgen sein müsse; als sie aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf; sie hob mit zitternden Händen das Linnentuch vom Herrn Quint. Herr Quint richtete sich sprachlos auf, und wurde feuerroth.

„Verzeihn Sie!" sagte er stammelnd, und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehn, welches in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm da stand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihn Sie," stammelte er: „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsezlich — es thut mir sehr leid!"

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?" fragte sie erröthend, und wagte es nicht ihn anzusehn.

„Es thut mir gewis leid, — ich habe keinen Schaden genommen! —" antwortete er.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun wars vorbei. Keine Sylbe wußte er

vorzubringen. Alle Versuche waren umsonst; die Lippen regten sich, die Hände desgleichen, nur die Stimme fehlte ihm ein für allemahl.

Auch den geübtesten Weltmann hätte ein solches Abentheuer aus der Fassung bringen müssen; und wär es nicht das Abentheuer gewesen: so würde es der Anblick dieses Mädchens gethan haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild reizender Unschuld, einfach und häuslich gekleidet; die Blicke schaamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint glaubte unter dem Himmel nie etwas Schöneres gesehn zu haben. Ueber das Anschaun vergas er den Hut das Tischtuch, die Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die liebe Unbekannte

ihre Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich wieder ihr Blick. So wechselten sie lange mit einander ihre Seher-Rollen, und schienen es nicht müde zu werden. Beide wurden von ungewohnten Empfindungen bestürmt; beide schienen sich seltsam glücklich. Ihre Geister redeten mit einander, und schlossen trauliche Bekanntschaft.

7.

Man mus zwar gestehn, daß Frauenzimmer in derlei Fällen den Mann bei weitem in Gewandheit und Geistesgegenwart übertreffen; allein diesmahl geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst. —

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmahl muste doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmahl mußte man doch die Stelle verlassen, aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun gerade die Reihe an Herrn Quint war, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pantoffel verloren hatte, und mit den schneeweissen Strümpfen im Grase stand.

Er gieng seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffel auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist es Ihnen gefällig?" sagte er mit leisem Ton, und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen." Antwortete sie, strekte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet, in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschaun zur unrechten Zeit; denn Herr Quint vergas darüber das Geben, und seine Gesellschafterin das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese leise Berührung schien ihn zu entnerven; er lies unwillkührlich die Pantoffeln fallen; nnd statt sie zu haschen ergriff er nur die Hand der Unbekannten, doch alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die ihm offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Bedeckungen des Fusses zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr ungalanter Tausch. — Er blieb also in statu quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend verschlimmerte, das Verhältnis von beiden Theilen kritischer, die Entwickelung der Szene immer schwieriger wurde.

Urplözlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die alte Schüchternheit wieder. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ohngefähr in der Attitüde, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand sich höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt, dachte er bei sich: was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, — nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verlegenheit — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich noch duldet — noch nicht zurückgeschleudert, — noch nicht mit ihren schönen Augen dich . . ."

„Seyd ihr schon so gute Bekannte?", rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen ihnen, daß beide weit aus einander fuhren. Es war Herr Pyk in eigner Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erschienen ist, sintemal er

ihn in einer wichtigen Bemerkung gestöhrt hat, die er so eben zu machen Gelegenheit hatte.

Es ist ausser allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergas. Es giebt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen, dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntschaft, sey es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Menschenarten das Bekanntschaftschliessen übrigens bei weitem delikater, als mit jeder andern Menschenart ist. Man fährt am besten solch ein erstes Zusammentreffen so lang als einen Scherz für den Augenblick zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte übrigens durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleis, die verlornen Pantoffel an ihre Füsse, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb ausser der alten Ordnung, — das Herz der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrner, als man glauben sollte. Er lies es sich nicht ausreden, daß die beiden Abentheurer einander geblendet hätten, daß sie den offnen Weg bei hellem Tage nicht mehr sahn. — Der Hut und die Pantoffel unterstüzten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn ins Haus.

„Und du, Bätely,“ sagte er zu dem verwirrten Mädchen schmollend: „weißt du noch, daß unsre Erdbeeren im Gartenhause stehn? Ich dächte, du trügst sie uns ins Zimmer; da ists kühler.“

9.

Als sich die Herren Pyk und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühler Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bätely gefragt, und wer sie sey? und wie sie hieher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man

„Man muß eingestehn, daß die Kenntnis des gestirnten Himmels jede andre Wissenschaft an Intresse übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuren Schwingungen der Welten in dem unermeslichen Raum = = ="

„Ei, rief Herr Pyk, was beginnet Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?"

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?" sagte er.

„Ei, Herr Nachbar, rief Pyk: ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die ungeheuren Schwingungen eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seyd geschossen, wie ein Fuchs,

und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nur mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre; Ihr seyd geschossen."

„Was redet ihr auch?" erwiederte Herr Quint; ich verstehe euch nicht! — „Ihr mögtet euch gern hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Grosvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Versteckenspielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat euch zur Erkenntnis des Guten und Bösen gebracht, ich aber will euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt euch auf mich! —"

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte die Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine

schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bäteley?"

Hocherröthend schüzte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?" fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint einigemahl gesehn, wenn er durch unser Dorf ritt." Antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sey Zeit irgend eine Artigkeit anzubringen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er lies es bei dem offnen Mund bewenden, weil er durchaus sprachlos war.

Schnell drehte sich Bätely um und entschlüpfte aus der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte allen Muth verloren.

10.

Sobald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden sich genügen, welche er selbst, wie Blumen auf eignen Beeten ziehn könnte.

Herr Pyk fand seinen Nachbar sehr wunderlich. Er bemühte sich ihn auf alle Art zu ermuntern, umsonst. Man machte einige Lustgänge im Schatten der Kastanienreihen; in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint schielte seitwärts dahin und klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte, antwortete Herr Pyk, versteht sich besser auf die Medicin, als ich. Sie hats von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortreflich dazu und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros. Die Weiber immer en detail. Wir beurtheilen die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Verhältnissen und Theilen. Wir sind fähig etwas Neues, Grosses, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit euerm linken Auge, Bätely wird Rath dafür wissen."

„Es giebt sich von selbst, sagte Herr Quint: der Schmerz ist so gros nicht."

„Desto besser, entgegnete Herr Pyk: aber seht künftig weniger nach den Sternen. Die Sternseherey mag ihre Vortheile haben, so lange man unverheurathet ist. Ich dächte aber, ihr hinget mit euern Augen allgemach zuweilen lieber am Bett-Himmel, als am Sternen-Himmel. Doch ich schreibe euch nichts vor."

„Ihr redet, seufzte Herr Quint: so dunkel, daß ich euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens ist es ein delikates Ding ums Heurathen; ich bin nicht schön, ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mags auch nicht einmahl sein, und so werd' ich niemahls zu einem Weibe kommen."

„Ei, Possen!" versezte Herr Pyk: meinet ihr, daß unsre Väter alle Engel und

im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es giebt sich in der Welt kein Ding leichter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsre Even thun, als wär unterm Himmel ihnen keine Creatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann, oder als wär' ihnen nichts leider, als das Heurathen — verlaßt euch auf mich, sie meinen es nicht so. — Sie nehmen nur so die Miene an, um sich nicht allzusehr zu verrathen, und wenn ihr, statt nach den Sternen zu sehn, eure Ohren zuweilen ans Schlüsselloch legtet, würdet ihr erfahren, daß wo drei Weiber beisammen sind, ihre Rede zulezt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindtaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine

Schlachten zu liefern, keine Bücher zu schreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müssen sie doch thun. Sie spielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit ihren Kindern. Ihre Bestimmung ist erzogen zu werden und zu erziehn.

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genus das Gespräch seines Nachbars anhörte, förchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — sie standen nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken saß Bätely. —

Herr Quint sah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne indem er mit der Rechten den Hut abzog, um sich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde

zu Hause von allzudringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmahl scheiden. —

Pyk entschlos sich ihn zu begleiten. Er drehte sich um, und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehn, statt näher zu kommen, gieng ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte mich ihr zu empfehlen!“ stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!“ sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück.“

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebne. Herr Quint war voller

Mismuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Vorwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und ihre Verachtung verdient zu haben, die sie ihm offenbar an den Tag legte, indem sie nicht einmahl das Adieu sagen wollte.

„Eure Nichte, sagte er: scheint mir böse zu sein."

„Ach, schwatzet doch nicht so!" entgegnete Herr Pyk: „warum denn böse? ich habs ihr an der Mienen abgemerkt, daß sie euch gut ist. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sags euch noch einmahl, Herr Nachbar, und vergeßts nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durchs Schlüsselloch, als durch die Fern-und Stern-Gläser sehn."

Der Burgherr hatte diesmahl gewis recht. — Bäteley hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzuge rüste, als sie alle Lust und Freude verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwand sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmahl nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb alles, indem er sie rief. So officiel sich zeigen, wollte sie nicht. Es lag ihr darinn etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm auf allzu gewöhnlichen Wegen begegnete. — Genug sie lief, soviel sie konnte, um dem Oheim zu entgehn, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thal-Landschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah Herrn Quint, und sah nur ihn. „Was wird er von dir sagen?“ dachte sie: „o wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihn, daß du auf ihn fielst. Nicht einmahl abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich verachten. Er wird nicht mehr an dich denken. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmahl! — ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben recht, mir nicht zu verzeihn.“

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, hatten sich ihre Arme nach ihm ausgebreitet, und ihre schönen Augen waren mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage war Herr Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg glichen ihm einem wunderbaren Traum, und der Engel dieses Traums schwebte ihm überall vor. Bätelys Gestalt, ihre Mienen ihr Anzug hatten sich seinem Gedächtnis allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreun. Er wollte schreiben und zeichnete Bätelys schönen Kopf zwanzig mahl aufs Papier hin; er trat ans Klavier und alle Saiten hallten ihm seine Empfindungen zurück; er besuchte seine Spaziergänge und hielt förmliche Unterredungen mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne darüber böse zu werden, fühlte er wie sehr sein Innres durch das Abentheuer

eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingssätze, aller Stoizismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niedrer Schulen — alles was ihm bisher Reiz und Werth hatte, alles worauf er bisher einigen Stolz sezte — alles lag auf die Seite geworfen, wie ein abgenuzter Hausrath, wie ein fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch der Liebe, laß mich in dir sterben!" seufzte er, als er am Abend des ganz durchträumten Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im weiten Schatten des in röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaums sas? — „Was hilft auch all unser Gros-und Herrlichsein, und unsre Gelahrtheit und unser Können? — Wir werden doch nie Götter;

laßt uns einfältige, gute Menschen bleiben.— Und die grossen Massen unsrer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — gewis nicht; glücklich sind sie nur, weil sie sich im Arme milder Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsre Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? — Laß ich mich doch gern täuschen vor dem Theater; wein' ich doch bei den Leiden der Helden und Heldinnen, lach' ich doch bei ihren Thorheiten; die Täuschung beglückt mich. Was gewinn' ich, wenn ich selbst hinter die Koulissen trete, und sehe die Bäume von Papier, und den Calofoniumbliz und den Paukenschläger donnern?"

„O Bäteln, Bäteln, sähest du, wie ich! mögtest du eintreten mit deinem schönen Herzen harmonisch in den Zaubertraum, den du bewirktest! — Bei dir, mit dir währt er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah; es ist eine Welt voll Geist und Sinn und Leben. Ein magischer Glanz ist über alles ausgeflossen. Die Wolken tändeln am Himmel und suchen sich, und fliehen und finden sich, um in einander zu zerrinnen. Und die Halmen der Wiese neigen sich, um Bäteln! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist wo sie ist; daß alles in der Natur sie erkennt, sie erwartet, ihr vertraulich angehört; daß an ihrer Seite

die Dinge besser, bedeutender, lieblicher werden."

Man sieht aus allem hell und baar, Herr Quint stehe nicht mehr auf dem alten Fus. Er selbst dachte Viertelstunden über seine Verwandlung und seine seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jezt klüger worden sei, oder närrischer? —

Drum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmahl wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erst übermorgen nach Hause!" hatte gestern Herr Pyk sich ziemlich deutlich verlauten lassen. — Daraus

folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredsamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely sehn ohne Mühe, und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangne vergessen machen durch feine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er weiter spinnen wollte den Calcul. —

Mitten in seiner Seeligkeit blieb ihm eine grosse Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es lies sich unter allen möglichen Voraussetzungeu nicht hoffen, daß Bätely jemahls sein Weibchen werden würde, weil das des Himmels zuviel wäre; auch fühlte er lebhaft, daß es ihm leichter sein würde in einer halben Stunde aramäisch

zu lernen, als binnen einer vollen Woche eine wohlgemachte Liebeserklärung zu setzen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft verschwommene Hochgebirg herüber flogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegen über. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage hinter ihm lag. — Acht und zwanzig Jahr alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahr machen acht und dreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahr, dann: acht und vierzig! — „O Bäteln, Bäteln, da weht der Wind das Laub ab, und

die Säfte versiegen, und die Zweige verleben!“

Er hatte sich wirklich mit Eleganz gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frak. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweis gepudert; der Haarbeutel schmal und zierlich nach der neuesten Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter; es war um Bäteln geschehn. Man sah allzudeutlich, Herr Quint legte es auf einen förmlichen Sturm an. —

All seine Hausleute verwunderten sich des; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie war ausser sich. Weiber haben in derley Angelegenheiten einen feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte allen vertraulich ins Ohr: „es wird grosse Aenderung im Hause geben.“ Die

andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich, und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmakvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch andrer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Straus aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verlies er das Haus,

ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur grossen Strasse, welche von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bäteln nicht gemieden werden konnte.

Die Natur wachte auf unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebürge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung flos vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen über Blumenbündel. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thal-Welt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bäteln war. All die Herrlichkeit und

Pracht der Frühstunde war für ihn nur der feierliche Eingang zur Epopöe seiner Zukunft; das Einläuten seines grossen Sonn- und Festtags! —

Träumend ging er auf der Strasse hin, gegen das grosse Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Stroms über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen besezt und verworrenem Dickigt.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wipfeln der unten vom Strom-Ufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft drüben auf, in dessen Mitte sein Landgut wunderschön gelagert war. — Auch übersah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke, der sich nun wieder in die Tiefe

zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.

Hier beschlos Herr Quint Position zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es lies sich ihr doch nicht so entgegenlaufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war negative Electricität für sein Herz; Amor lies die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüschel; ein trüber Hauch ging dunkel über den Glanz der Natur hin, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unseelige Erinnerung wüthete mit winterlicher Hand in dem Frühlingsgarten seiner Phantasie. Alle Freuden und Hoffnungen welkten schnell ab; er stand da, wie einer der niemandem angehört; wie ein

Pilger im plözlichen Nebel; oder wie ein Trinker der mitten unter seinen Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fus gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmahl vor dem liebenswürdigsten Geschöpfe unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so tölpisch! — o, warum war ich nicht recht unglüklich, warum nur lächerlich!"

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei. Es ist gewis, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie kann nicht! — Da hätt' er einmahl wieder sauber angeprallt, wenn er ihr sein Compliment geschnitten, wie einer alten und sichern,

aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Troll' er sich ganz sachte davon, laß er erst Gras wachsen über seine Albernheit, und wenns vorbei und vergessen ist, dann klopf' er wieder an und meld' er sich!"

So mishandelte sich selbst mit cartheuserhafter Strenge der arme Quint. Er fühlte in dem Augenblick seine Fehler alle, die wie Wunden und Narben auf ihm lagen, und gedachte seiner Tugenden nicht. — Er verzweifelte so sehr an sich, verkannte selbst sein Gutes so sehr, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Wiz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen ankirren dürfte = = =

„Ach, es fehlt mir nur alles, — alles — alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!"

Er drückte sich den Hut tiefer ins Gesicht; schwenkte halb, und wollte so eben den Rückzug in die Heimath antreten, als sein Unglück zu mehren, Satan schadenfroh noch ins Ohr ihm blies: „Und eh du klug und liebenswürdig wirst, hat Bäteln schon Mann und Kind!"

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen schnell, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt

ganz aufgelöst zu werden, erwachte wieder unter diesem Gaukelspiel. Unwillkührlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er so tief verworfen, so ganz werthlos nicht sei. — Die düstern Nebel brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schos über seine innre Welt hin, und weckte aus der nächtlichen Wüste ein keimendes Eden. —

Er ging stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken über.

„Juhhei!" rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebestaumel; „es ist doch noch möglich, und wir wollen es versuchen. Bätely wird mein Weib, mein liebes Weib! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!" —

Die lezten undeutschen Worte dachte er nicht, sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Wegs zur andern hinůber und eben so wieder zurůck.

Wahrscheinlich håtte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem kŏniglichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag, wahrscheinlich hått' er ihn noch lange fortgesezt, es war ein Mittelding zwischen Menuet und Walzer, wenn nicht — — genug Herr Quint sprang mit einemmahle von der Seite, wie ein scheues Ros, wåhrend es courbettirt. Er schlůpfte ins Dickigt zwischen der Heerstrasse und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in höchsteigner schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmahl geliebt hat, wird sich den wandelbaren Seelenzustand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfnen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint in der Einsamkeit schon mitgetanzt habe irgend einmahl; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem Jubilo überrascht wurde, und leider grade von derjenigen

Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren-und Lusttanz bei einfacher Vocalmusik angestellt war.

Herr Quint, der in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bätelys Erscheinung dermassen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-Queer-und Luftsprüngen erkannt: so wars unfehlbar auf ewig um ihn geschehn. Was hatte auch ein Mädchen zu denken, wann sich ihm ein wohlgekleideter Mann plözlich im Walde tanzend präsentirte, ein Mann, sonst so ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegenrücken wollte! — Um

Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblik seine kurze Lust auf die empfindlichste Weise. Er mußte mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil es unter ihm, bis zum Ufer des Stroms hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füsse sich nur auf Kies und Sand stüzten; der bei jeder Bewegung nachlies.

Jeden Falls mußte er in so grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblik länger aufrecht erhalten zu können. Der Boden sikkerte allmählig unter seinen Fussohlen hinweg. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehn, aber nicht vor Bätelys Blicken bedeckt, wie hier.

Zudem

Zudem war mit jeder Abänderung des Standes ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen quaalenvolle Träume, wo der Beängstete laufen und entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füsse an den Boden schließt, oder schreien will um Hülfe, ohne eine Stimme zu haben — ausgenommen solche Höllen-Märchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie etwas Peinlichers der Art empfunden.

Der Boden sikkerte langsam fort — eine weite Fahrt am Berge über Kies und Gries hinunter wars — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bätely hatte so eben die Höhe des Bergwegs erreicht, und stand zwei

Schritt vor Herrn Quint, dem im Schrek der Odem entging, — und stand still und betrachtete erstaunt die schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder andre würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor den Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines glücklichen Engels vom Morgenroth angeschimmert. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich hinab, und sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts sich auf einen Felsenstein zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Straus, doch ohne Eil; denn ihr Blick irrte

in der gegenüberliegenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Garten schwammen.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten, dachte sie: und wie man sagt, solls ein schöner Garten sein.“ —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüten hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkührlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich, als Hausfrau, da drüben, und meinte, man müsse mehr für die Küche pflanzen, als für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch. Das Innre des Wohngebäus, und das Verhältnis der Zimmer und Kammern, der Küche und Keller, der Treppen und Säle.

Sie hatte viel zu putzen und zu ändern; besonders bestand sie darauf, Winter und Sommer schneeweisse Gardinen vor den Fenstern zu haben, mögte auch der liebe Mann sagen, was er wollte. Und des Abends im Sommer wollte sie mit ihm in der schönen Gartenlaube zu Nacht speisen; und im Winter sollte nur das kleine Stübchen gewärmt werden; da sollte auch das Klavier stehn, und er müsse es spielen, sie aber wolle dazu den gelben Flachs spinnen.

Eine seelige Zukunft stieg unter dem Ruf der Liebe vor ihrer Einbildungskraft auf; es umringten sie nun die schönsten Momente häuslichen Glücks, und die ganze Welt lächelte und blühte vor ihr in Regenbogenfarben.

Ein singender Vogel, ein wehendes Gebüsch weckte sie unterweilen auf aus dem Traum. Das alles war noch nicht — und doch hätte es so schön sein können; aber Herr Quint! — „Mag er an dich armes, unwissendes Mädchen denken?" dachte sie: „Er soll so ein gelehrter Herr sein, und er wird sich eine gelehrte Frau suchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du bist sein allzu unwürdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich auch gewis vergessen."

Mit diesem Worte fiel eine egyptische Nacht über all' ihre Träume.

Sie faltete krampfhaft die Hände zusammen, strekte sie so, mit einem sehnsuchtsvollen Blick, hin, gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und sprach (denn sie glaubte

sich unbelauscht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint - - -“

Herr Quint hatte, obgleich unter tausend Besorgnissen wegen seiner schlechten Position, mit Vergnügen die Geliebte sich gegen über gesehn. Er war voller Entzücken; er war wie berauscht. Und als sie die schönen Arme gegen seine Wohngegend hinstrekte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätherische Seufzer: Herr Quint! hinflog - - - da riegelte sich der Himmel vor ihm auf; da wollt er hin zu Bätelys Füssen; nie lächelte das Glück ihm holder; er breitete ihr seine Arme entgegen, unbekümmert um die Gefahr seiner Stellung - - -

Mit dumpfem Geräusch lösete sich unter ihm der Kiessand; der lockere Boden kollerte prasselnd hinunter; Herr Quint unaufhalt-

sam, mit allem was ihm aus dem Mineral-reich umgab, folgte verzweifelnd nach. Er fluchte unterwegs; vergebens. Es hätt' ihm nicht geholfen, wenn er auch mit Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr war ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf und hinunter. Es war keine andre Disposition zu treffen, als in Gottes Namen dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise zu machen.

14.

Wenn unter poetischen Umständen, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde

verhimmeln können, plözlich ein so äusserst prosaischer Zufall dazwischen tritt — wo ist eine geduldige Seele, welche darüber nicht allen Gleichmuth verliert? — Und doch ist das arme Leben des Menschen nichts, als ein Roman mit Versen vermischt, oder ein Singspiel ohne Musik, ein Ding aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geschiehts, daß auch die sanftesten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Sanftmuth und Gelassenheit abschütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge stand, und sich von seinen vieren erhoben, und durch künstliche Sprünge den Angriff verschiedner nachrollender Steine glücklich vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er seinem Misgeschick mehr fluchen, oder seinem Glücke

mehr danken sollte, eine so gewagte Bergfahrt, ohne allen Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, nnd Bäteln zu suchen. Wahrscheinlich hatte sich das gute Kind bei dem entsezlichen Getöse mit der Flucht salvirt. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weise verheelen, daß seine schwarzseidnen Unterkleider ausser Stand gesezt waren, sich einer Geliebten zu präsentiren. Er mußte froh sein, deren Flecke und Risse also verbergen zu können, daß er, ohne Aufsehn, bei hellem Tage in die Heimath anlangen konnte.

Er weinte vor Wuth! — Auch Philosophen vergessen sich. Es ist noch kein Mensch gefunden, der weise war zu allen Stunden

des Tags. Herr Quint, der Brüyere und Theophrast seines Thals, Herr Quint der feine Menschenkenner, hätte gewis diese Thränen nicht in Anschlag gebracht, wenn er seinen eignen Charakter hätte schildern sollen. Und doch charakterisirten sie ihn so sehr! — Aber man weint nie derley Thränen auf dem Markte, oder am Theetisch.

Den Menschen kennen zu lernen muß man ihn sehn, wenn er sich allein glaubt. Jeder kokettirt nach seiner Weise. Jeder macht, ehe er auf die Strasse tritt, oder ins Gesellschaftszimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pyk noch einmahl recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durchs Schlüsselloch, als durch Fern- und Stern-Gläser sehn.“

15.

Am folgenden Tage erschien Herr Pyk. Es war ein Regentag; dicke Wolken trieben sich unterwärts am Gebürge von Schluft zu Schluft und die Koppen der Berge waren im niedergesunknen, schweren Regenhimmel verloren. Solche Tage waren für Herrn Quint immer etwas willkommnes. Die weite Stille, die einförmige Trübe in der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeussern, schränkten ihn ganz auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Plänen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war,

brütete er darüber. — Es war alles in Ordnung gebracht, als Herr Pyk erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar willkommner gewesen. Er kam grade von Rottheim her geritten. In Rottheim wohnte Bätely bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jezt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrok und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschlos er hier zu übernachten, dieweil es Abend worden, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger ward.

Als sie nun beisammen sassen, stopfte Herr Pyk die Tabakspfeife und sprach: „Nehmts mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mirs gern bequem, und bin gern bei euch.

Hättet ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmählte, — worüber? ist gleichviel: — so wär ich noch um fünf Prozent zufriedner. Ich hör' ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenn' ich gleich, ob die Frau Geist und Herz hat; und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmählen den bösen Männern, lieben treu und zärtlich und sind einst noch holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vorn anzufangen, wenn da euer Bedienter kömmt, oder eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als wenns

gar nicht geschehe, und lockt auch nicht zum Mahle. Wenns Herz nicht warm ist, sind die Speisen gewürzlos."

„Ihr habet wohl recht;" entgegnete Herr Quint, und sein Antliz brannte: „ich fühle auch, daß ihr wahr redet. Aber schwer ists heut ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar gezogen wird durchs Herz des Mannes, welches sich ihm dort anbeut für die Ewigkeit. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als eben eure schöne Nichte, Jungfer Bätely."

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife, und sprach: „so schnell?"

Quint bückte sich, und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Das Bekenntnis

war gemacht; rückwärts durft' es nicht mehr gehn.

„Hab' ichs doch wohl bemerkt!" setzte Herr Pyk seine Rede fort: das Mädel und ihr — ihr seyd keine Comödianten, sonst müßtet ihr euch besser verstellen. Ihr waret geschossen, beide geschossen — das hatt' ich auf den ersten Blick weg. Kurz und bündig, alles zusammen genommen = = = Herr Quint unterbrach ihn: —" Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß = = erinnert sich Bätely, daß = = ich wollte sagen, glaubet ihr, daß Eure Nichte, wenn ich — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an = = = ich wills euch nur offenherzig gestehn, denn wozu hilft auch vor Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmahl = = ="

„Ei!" rief Herr Pyk: „so lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Geschichte."

„Desto besser!" sagte Herr Quint: „Ihr seyd fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Eure Bäteln unaussprechlich lieb hatte = = = allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bäteln kennt mich ja nicht!"

„Puh! da kommet ihr schön an!" rief lachend Herr Pyk: „Weiber haben feine Blicke, und sind allzumahl Physiognomiker, wie kein Mann werden wird. Ein einziger Nebenblick den sie, wie ohngefährsweise, auf uns in aller Beiläufigkeit fallen lassen, demaskirt uns, wir mögens machen wie wir wollen. Das erste Urtheil so beim ersten

Blick das Weib über uns fällt ist immer das richtigste; die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bäteley hat mir euch geschildert und conterfeyert, wie eine fünfzigjährige Bekanntschaft."

„So hat sie doch noch von mir gesprochen?" seufzte Quint.

„Ei, so redet doch, wie ihr denkt! — habt ihrs denn dem Bätely nicht angesehn, daß es durch euch halbverwirrt worden. Sie hat mirs zwar abstreiten wollen mit aller Gewalt, sie denke nicht an euch, sie liebe euch nicht, aber sie hat bis zum lezten Augenblick, da sie heimging von nichts, als euch gesprochen, und um nichts als um euch gestritten. — Bei ihrer Tante macht sie es

kein Haar besser. Die Tante hats ihr auf den Kopf zugesagt diesen Morgen: du bist verliebt! und ich habe hinzugefügt: er ists desgleichen!“

„Um Gotteswillen!“ schrie Herr Quint, und war ausser sich: „was habet ihr auch gethan? Ihr macht mich unglücklich. Was wird Bätely nur von mir denken?“

„Narrenpossen!“ entgegnete der Oheim: „was wird sie von euch denken. Ihr seid verliebt, wird sie denken, und das ist ihr schon gelegen. — Und ich gesteh es euch, Ihr beiden jungen Leute seid mir gleich lieb. Es ist ein Plänchen von mir gewesen euch zusammenzubringen. Und würdet ihr einander gefallen haben: so hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bätely hat ein schönes Vermögen und ist ein gutes

Kind. Der Himmel hats gewollt, da er euch zu mir führte, daß ihr früher mit ihr zusammentrafet, als ich selbst dachte. Jezt ist es im Reinen. Da habet ihr meine Hand drauf."

Herr Quint war ausser sich vor Entzücken. Er ergrif die Hand des wackern Pyk; er warf sich um dessen Hals; er küßte ihn mit Inbrunst und Heftigkeit und seine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!" schrie Herr Pyk: „was habt ihr? seid ihr verblendet? meinet ihr das Bäteley zu sehn und zu haben? —"

Quint zog sich zurück — der Felsen war von seinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schwester," fuhr der Oheim fort, „ein langes und breites

drüber geschwazt. Sie ist mit der Parthie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen speisen bei mir. Die Verlobung geht vor sich, und dann ein für allemahl in der Kirche ausgekündet . . .“

„Ich bitte Euch, unterbrach ihn Quint, und rückte auf seinem Stuhl umher voller Unruhe: ich bitte euch, nur langsam; Ihr redet zu schnell, Ihr redet zu viel; ihr wollet zu viel und wollet zu schnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gastmahl, Notarius, Verkündung . . .“

„Halt! schrie Herr Pyk: da seid Ihr links. — So etwas muß schnell abgethan sein, ich sage schnell, doch in aller Ordnung.

Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe. Es giebt Dinge in der Welt, die müssen allzumahl kurz abgethan werden, wenn sie nicht allen Werth verlieren sollen: — Taufe, Heurath und Begräbnis. Das sind die drei Kapitel unsers Lebenslaufes, oder die Titel zum Kapitel, die sich um so schöner ausnehmen, je bündiger sie sind. Durch die Taufe entsagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es steht aber bei Euch. Die Verlobung macht sich auch übers Jahr."

„Nein! fuhr Herr Quint auf: bei Leibe nicht. Machts, wie Ihr wollt. Ich überlasse mich Euch ganz. Ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne durch Euch. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen die

Verlobung, sondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich hasse den Prunk; das Complimentiren; das Ceremonienwesen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?"

16.

Hier war neue Verschiedenheit im Charakter der beiden Philosophen. Herr Pyk liebte Pracht und Geräusch. Er war ein Aristokrat, und wäre gern ein Adelicher gewesen. Sein Haus war mit alten Helden-Gemälden austapeziert, die er in öffentlichen Versteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die sie, nebst grossen

Wolken-Perücken trugen. Von den 365 Tagen des Jahrs gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Festtage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte Testament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten, mit Begleitnng von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanschetten, wenns hätte zur Wahl kommen müssen, dem Unter- und Ober-Hemd vor.

Unter solchen Umständen bleibt es kein weiteres Räthsel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe sein mußte, als Herr Pyk schlechterdings zur Verlobung, ausser dem Notar und Pfarrer, auch die nächsten Verwandte von Seiten des Herrn Bräutigams

und der Jungfer Braut gezogen wissen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieser Gegenstand discutirt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäste bei der Verlobung, belief sich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zwei und zwanzig Personen. Für den Schmaus, und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar selbst sorgen, weil die Verlobung in seinem Hause gehalten werden müßte.

Herr Quint blieb schlaflos. — „So ist doch keine Rose ohne Dornen,“ seufzte Herr Quint, und warf sich unruhig umher auf seinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überflossen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenster: „Keine

Rose ganz ohne Dornen! — Nicht einmahl das einfache Bekenntniß der Liebe, der süsse Schwur sich ewig anzugehören, ein Schwur, der schöner und würdiger in der Einsamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde, kann ohne Zeugen und alten Bocksbeutel abgelegt werden! — O ihr armen Menschenkinder, warum quälet ihr euch doch so gern selbst? Warum lasset ihr doch keine Freude in euer Herz einschleichen, ohne von eurer Thorheit mit einem Schmerzenszoll beleget zu sein?"

Doch alles half nun freylich nichts. Herr Pyk lies sein System nicht fahren. Er reißte des Morgens in hoher Frühe ab. Die Gäste wurden eingeladen; Notarius und Pfarrer verschrieben; das Gastmahl bereitet — kurz am Sonntag Morgen war alles

angeordnet, was zu einer Verlobung, und zu einem kleinen häuslichen Feste, aus dem Stegreife gefeiert, vonnöthen sein konnte.

Um 10 Uhr Vormittags erschien im Hause des Oheims, von der Tante begleitet, Bätely, obwohl das gute Kind nicht ahndete, das heut der Tag seiner Verlobung sei. Oheim und Tante waren darinn übereingekommen, Bätely zu überraschen. —

Um halb eilf Uhr erschienen Pfarrer, Notarius und die Vettern und Muhmen in Feierkleidern, mit lautem Geträtsche, schaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte sich an diesem grossen Tag ganz in seiner Würde. Indem er das Glück zweier liebenden, tugendhaften Seelen, die ihm so theuer waren, gründen, befestigen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit seinen Wohlstand, der an Reichthum gränzte, zu entfalten. Die kleine List, den Zweck des Festtags zu verheimlichen bis zur entscheidenden Minute, küzzelte ihn besonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, sagte allen Gästen etwas Schönes, hörte den Schmeichelspruch von allen, gab Befehle in Küch' und Keller, und drückte dem schüchternen Bätely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Ros' ist dornenlos. Zwei Dinge stöhrten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schwester, Bätelys Tante, hatte in der Wonne ihres Herzens, mit geschwäzziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimnis des Tags vertraut. Die Gevatterin wäre lieber gestorben, als daß sie das Geheimnis, so ihre Zunge brannte, einen Augenblik ihrem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verschwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen seinen anwesenden Kunden entdecken zu müssen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Eheliebsten. Genug binnen drei Minuten durchlief das Geheimnis alle vierzig vorhandne Ohren; alle Gesichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin; der es um das

Seelenheil der kleinen Bäteln zu thun war, ging mit abgemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und heutiger Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher nicht gern andre sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgehobnen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht in Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches schaamroth wegen verrathner Liebe (sie glaubte nur Gott und die Tante wissen darum) mit gesenkten

Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr, wie vernichtet da saß. —

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk ins Zimmer und sah und hörte den complimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstöhrt; er runzelte die Stirn; er blieb stehn; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, grossen, rothseidnen mit gelben Blumen gestikten Schoos derselben auf- und nieder bewegte, wie einen Fittig, auf welchem er sich hätte in alle Lüfte schwingen mögen vor Verdrus.

Kaum aber ward er gesehn: so strömte kosend, drohend, schmeichelnd, gratulirend der plappernde Haufen von Bätelys Stuhl hinweg, gegen ihn an. Von zärtlichen

Vorwürfen überschüttet, eine wichtige Sache so lange geheim gehalten zu haben, blieb ihm nichts übrig, als lachende Miene zum verderbten Spiel zu machen. — Er ergab sich in sein Unheil; beantwortete graziös die Complimente, und ging zu Bätely, welche noch immer in Bestürzung und Schämen versunken, da auf ihrem Sessel sas.

Der Oheim drückte umsonst ihre Hand, und fragte umsonst mit schalkhaftem Lächeln.

„Was sagst auch du zu dem Spas" — Sie erholte sich sobald nicht.

Ihre beklommene Seele von Angst und Liebe, Schaam und Freude angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ihr reizendster Traum faltete sich plözlich, wie unter einem Feenspruch zur Wirklichkeit auf; der Mann, für den allein sie sich in die

Welt gerufen fühlte, und den sie doch sich selbst nicht vorzunennen wagte, ward laut und feyerlich, als ihr Bräutigam und Verlobter proclamirt. — Sie sollte ihn sehn, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens zwang die Tante ihr heut den goldnen Rosettenring auf den Finger! — Nicht, vergebens sprach sie im Ton der Weissagung: „Ein andrer wird ihn dir wieder abziehn! —"

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzu zart den jähen Sturm der Lust auszuhalten, lösete sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrack. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grunde waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätelys Unwillen oder ihre damit etwa verrathene Abneigung gegen Quint, oder ihr

mög-

möglicher Verdrus, daß in so bedeutender Angelegenheit sie zulezt befragt worden, — alles das wars nicht, was ihm den Schauder anjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thal-Märchen werden zu sehn.

Er entschlos sich kurz, führte Bätely durchs geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, sezte sich schweigend an ihre Seite und lies sie — weinen.

„Was fehlt dir?" fragte er einigemahl. Er blieb unbeantwortet. —

„Ich glaubte das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —"

„Ach!" seufzte die holde Jungfrau, und schlug zum erstenmahl die von Thränen spiegelnden Augen auf; denn sie verehrte

den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimnis.

„Ist dir Herr Quint also zuwider? sagte er: du willst ihn nicht? — gesteh es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dirs nicht vorläufig sagte, oder besser bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Mutter hats falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht."

Bäthely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einem Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!“ rief der verlegne Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände, für ihn war jezt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagnen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Spåschen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Båtely. Das Ding låßt sich noch åndern; man mus nur bei grossen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbåtely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn einmahl mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten erzählen, eine über die andre, wo aus ge-

zwungnen Ehen die besten Ehen geworden sind.. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nur einmahl, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das andre wird sich schon nach finden."

„Aber, stammelte das Mädchen, wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?"

„Dich leiden, Herzensbätely?" schrie der Onkel und die ahndungsvolle Frage lies ihn wieder vollkommen aufleben:

„Dich leiden? daß sich Gott erbarme, er liebt dich von Herzen bis zum Sterben." Bätely verlor bei diesen Worten Sprache und Sinn. Sie sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!“ rief Herr Pyk, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich nur, mein Schaz! rede nur, probire nur. Versuch nur die Verlobung, du stellst dir auch das Ding gewis schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben.“

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben!“

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit des Oheims Nacken, verbarg ihr Gesicht an seine Brust, und sprach: „Sagets ihm nur, denn ich kann es ihm nicht sagen: ich lieb ihn auch von Herzen!“

Herr Pyk wäre beinah zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmahl, als wollte er selbst das Echo dieser Worte noch auflauschen. „Ei, du Närrle," rief er: „warum kannst du mich auch so quälen. — Also, das wäre dein Ultimatum? — bravo!" Er küßte sie, und rief: „nun hol' ich dir Herr Quint her, das mußt du ihm selbst sagen."

Er sprachs. Vergebens strekte Bäteleys Arm sich hin, ihn zu halten. Er flog davon ins Zimmer, um den Bräutigam zu suchen. — Alle saßen sie da die Gäste, in ihrer Pracht versammelt. Nur Herr Quint war nicht zu sehn, und hatte sich noch nicht sehn lassen.

Herr Pyk zog die Taschenuhr. Es war schon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir

denn heut alles in die queer?" brummte er, und ging vors Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Queertag. Der Mensch ist nicht Herr über sein Schicksal. Er steht unter der Macht gebieterischer Gestirne. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war dem Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ehmahls fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden und puzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter der Sr. Majestät dem König präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterie-Tag, dem das grosse Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht, und des Gedankens mächtig worden war: Heut ist Verlobungstag! —

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit mit seinem Niesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge amüsirt, mit seiner

Abfahrt in die Gründe zum Strom-Ufer in die Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, fast alle wildfremde Personen, entsezliche Gratulanten, steife Complimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preisgegeben, von allen Basen und Muhmen begafft. — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit und Pomp-Lust des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine Tonne Goldes hingeworfen, wenn er dafür sich von der fatalen Prachthandlung, worinn er die Hauptperson spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet, um des quälenden Spektakels willen, dem er beizuwohnen hatte.

„Was hat auch die Narrenwelt davon," sprach er bei sich selbst, indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief; „was hat sie auch davon, daß sie die einfache Natur mit Schnörkeln umthun und die Schönheit in Frazzenwerk verzerren mus. O meine Bätely, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur auf den Rok und den Braten sieht; und für das andre ohne Sinn ist? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einanderschlagende Herzen, zwei im Kusse sich in einander verirrende Seelen — das ist die ganze Verlobung. Ach, allein mit dir, Bätely, wollt' ich die Verlobung nicht scheun! —"

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmahl ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehn, sich zu compromittiren vor der Braut und sämmtlichen Verwandschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studierte er ämsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiedrungen. Aber es war, als wenn sein Geist

ihm alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine gerechte Furcht. Im tiefen Nachsinnen vergas er die rechten Kleider zu wählen. Er hohlte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde erst vom Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weissen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbnen Rock. —

Die Garderobe mußte von neuem revidirt werden. Unterdessen gingen verloren die glücklichen Einfälle, welche er sparsam zum Compliment zusammengestoppelt hatte. Er lies die Kleider zurück, und sezte sich in halber Wuth ans Schreibepult, um einige vorzubringende Artigkeiten aufzuzeichnen. Er

fühlte mit Todesverdrus seine Untauglichkeit für die Gesellschaft. Er verwünschte tausendmahl den Tag und die Verlobungen, nnd die Riesenpläne des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —" Es ist aber noch die grosse Quästion, ob man Bätely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach der Verlobungs-Akte. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre, überaus schäzbare Hand, die —" das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr und weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung mus einmahl herauskommen, um so mehr, da

bis jezt von keiner Seite eine solche eröffnet worden war. Die schönste Erklärung wäre die einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut." Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumstehende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in ein Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekiker und Gelache zu verheimlichen! —

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben gings auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptů. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblik brachten ihn zwei sehr verschiedne Dinge ausser sich selbst. —

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienst schon zurück über alle benachbarte Wege und Stege verbreitet.

Ein Schauer rieselte ihm über die Haut hinweg. Er hätte fast Hexerei glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesezt er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegnen Burg des Herrn Pyk traben. Dann wars elf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft —

wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehn, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benuzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägli." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt, und ungepudert vor dem Spiegel da, die weissen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Charakter grosser Männer, daß sie auch durch die gewaltigsten Ereignisse nicht ausser Fassung gebracht werden. Alles Grosse, Ungeheure, Erschütternde gehört

gleichsam

gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tygers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden, als Mann getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum drittenmahl die Kleidung ab, und sezte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier stöhrte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts gutes herauszubrin-

gen. In der Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studierte noch immer Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verdarb er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimahl schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimahl wieder auf, denn es war nun einmahl Verlobungstag, und es lies sich nicht ändern.

Schlechter denn jemahls frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff seine Concepte von Complimenten noch einmahl zu durchfliegen — da schlug die beherte Dorf-Uhr elf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberflus noch dreimahl hinterdrein.

Herr Quint ward blas vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jezt unmöglich in Pyks Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heisser Tag — zur Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den stäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbne Kleid an — aber damit wars wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuhe war Puder gefallen; der Hut hatte am Bette gehangen und Feder-Dunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeschäfte, die mit Urgenz abgethan werden mußten, und von keinem andern abgethan werden konnten.

Es schlug ein Viertel auf zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem; man mußte langsamer gehn, und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füssen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß es nun schon gefehlt sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein; in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu schmählen, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegengestellt werden —

in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und davon segeln mögen.

Wenigstens war Herrn Quint so zu Muthe. Ausser seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehn haben würde, hatte er in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und grade dieser heutige misglückte ihm so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing sengend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kahlen Felsenwände an den Gebürgsrippen blendeten das Auge; jeder Fustritt

wehte über die schmachtende Flur eine Staub-wolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschlus, heimzukehren und den ganzen Plunder von Verlobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem Vorgeben, er seie plözlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern; eine halbe hatte er jezt zurückgelegt.

Sein Misbehagen zu vermehren, fühlte er starke Eslust. Sein Magen kannte die gewohnte Mittags-Stunde, und hielt auf gute Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der projektirten Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewis wohlgethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schnltern, einen Schwarm Haare hergeblasen hätte. – Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel zu Hause vergessen, oder unterwegs verloren. —

Hier war keine Zeit zu verlieren. Er schwenkte sich, und jagte vollen Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder andre, was würde er in der Lage des unglückseeligen Mannes gethan haben? – Noch einmahl den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben, und ein freundlicheres Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der quästionirte Haarbeutel von schwarzen Taffent lag wirklich auf dem Schreibetisch, neben seinem guten Freunde, dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmahl und grade das wichtigste mahl versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Ort im Nacken, das Fernglas in der Hand, verlies Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andernmahl seine stille, verwaiste Wohnung.

Jezt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner geharrt, um ihm eine Stunde nach der andern selbst ins Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen lang von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, allen Muth und Trost. Nie ist man abergläubiger, als wenn man hofft; und nie hofft man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als eine unfehlbare Weisung, daß Bätely für ihn nicht bestimmt

sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe, fand er sich der Liebe jenes Mädchens nicht würdig, weil ihn bisher alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu erscheinen. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mismuths. — Er ging, — er wollte zur Verlobung, es koste was es wolle. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herren Pyk zog, Verzweiflung wars. Er wüthete gegen sich selbst, er bot seinem Unstern Trotz. Er wollte alles erwarten, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehn.

„Eigentlich aber" — so sprach er bei sich selbst: — „eigentlich aber ist er mit all seiner eingebildeten Weisheit ein armer Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' ihm nicht wiederfahren. Geh er jezt hin; laß' er sich ein bischen auslachen; komm' er zu seiner Verlobung, wenn die andern des Wartens müde, schon am Tisch sitzen und abgegessen haben; präsentir' er sich, Herr Pinsel, und mach' er seine Bükling links und rechts. Was will er denn antworten? was will er vorwenden, um seine Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!" —

Indem er sich also den Text selbst las und mit herben Vorwürfen kasteite, ward er in der Ferne einige ihm entgegenkommende Personen gewahr. Er zitterte und blieb stehn. „Wahrscheinlich sind sie abgeschickt dich zu suchen — was willst du sagen?" Er verging vor Schaam. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich sah er nun hell und deutlich zwei festlich gekleidete Männer; sie gingen mit scharfen Schritten ihm entgegen. Er beschlos ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Märchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über dem Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er schlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyks Behausung zu kommen, sezte

er doch eilfertig hinüber. Die Furcht lies ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder schlich er schaamhaft hinter den Gebüschen weg, um von den Abgesandten nicht ausgespäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Wegs lag nun vor ihm! —

Und als er nun auch diesen fast durchlaufen hatte, — als nun vor ihm schon hinter den Gebüschen die Thürme und Dachgiebel von Thosa aufstiegen, und links vom andern Ufer des Wassers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thosa schlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienst ein.

„Es ist vorbei!" seufzte betrübt Herr Quint: „man erwartet dich nicht mehr. Du kömmst in jedem Fall zu spät an."

21.

Um sich dessen mehr zu versichern, beschlos er einen benachbarten, dikumbüschten Hügel zu besteigen, von wo herab er die Pyksche Burg, nebst allem was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte sich das bequemste Plätzchen, und zog sein Fern-Rohr. — Da sah er die Fenster offen — sah an einer langen gedekten Tafel die Gäste umhersitzen in bunter Reihe. Man schien vergnügt zu sein, und

seiner nicht zu gedenken. — Heisse Thränen stiegen ihm ins Auge. Er fühlte all das Häsliche seiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tags, hungrig und traurig, auf einem abgestorbnen Eichstamm sitzend, mußte er seinem eignen Verlobungsfeste durchs Fernrohr zuschaun. Wer wäre an seiner Stelle gleichgültig geblieben?

Er warf den Tubus auf die Seite, und trocknete vom glühenden Antliz die Thränen weg. Er schwor sich in seinem Herzen von Bätely und der ganzen Welt los. Er schwor, noch strenger nun die Einsamkeit zu suchen; niemanden anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darinn zu finden, unglücklich zu sein.

In diesen Schwüren lag freilich kein logischer Zusammenhang; aber die brausenden, über sein Herz zusammenschlagenden Empfindungen verdunkelten alles Uebrige. Er fühlte sich hier in der tiefen Stille des Waldes unter seinen Thränen und Träumen zum erstenmahl wieder wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfnen, Ruhesuchenden, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die milde Stille weit umher, die grüne Dämmerung unter den Zweigen wirkten sympathetisch in sein krankes Gemüth. Er nahm diese Beruhigung, als Folge seiner philosophischen Entschlossenheit.

„So sei es denn!" sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh vorhanden.

Die Welt ist nicht für mich, auch ich tauge nicht für sie. — Aber — ach! — Bätly — Bätely! — Wenn ich einsam und verblühend unter meinen Bäumen wandle — Ein gütiges Ohngefähr führt sie dann vielleicht einmahl des Wegs neben meinem Aufenthalt vorüber. Sie erblickt mich. Wehmuth füllt ihr Herz, und die erstorbnen Empfindungen ehmahliger Liebe erwachen leise zu einem neuen Leben unter dem Hauche zarten Mitleids. Wir nahen einander. Thränen werden unsre Sprache. Wir gehören einander an — o Bätely, Bätely — dann ewig! Und die Stunden des Kummers verschweben hinter uns, wie melancholische Geister. Wir aber gehören einander, und der Abend unsers Lebens wird sich über uns röthen, und wir werden Seelige sein."

Neue Thränen füllten sein Auge, neue Schwärmereien sein Herz. Er erwartete auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehn und ungekannt wollt' er seiner Heimath zu.

Herr Quint hat nachmahls gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Träumen verlebte, zu den genusvollsten seines Daseins gehörten. — Um sein selbstgeschaffnes Paradies durch nichts zerstöhren zu lassen, verlies er den Anblick des Pykschen Landgutes und Verlobungsmahls; wählte eine andre, finstre Stelle; sah hier einen Theil des Thales unter seinen Füssen; sah perlfarbne Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durchs Thal und über den Strom wandeln, oder die

Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster war, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber ein heftiges Donnerwetter trat jezt hinter den Gebürgen hervor. Bald entflammten alle Wolken und Felsen; und der Donner rollte stossend durchs Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schrekte ihn nicht. Es harmonirte mit seinem Innern. Wenn fressend der Bliz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner an den Bergwänden und Himmelsgewölken lärmte: so wars ihm, als lagere sich ein Grab mit wohl-

thätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein gewaltiger Regen trieb ihn vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauerhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergas seines kummervollen Tages; erquickt sezte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hofte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen; aber Mitternacht wars, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen erneute sich mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den lezten Wunsch auf. Er beschlos also im Zollhaus zu übernachten, denn er

war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zöllners.

Hier schlief schon alles tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau allein war noch wach. Sie kannte Herrn Quint und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Strasse zu ihr ins Haus getrieben, und kein Bette mehr für ihn übrig war.

„Unseeliger Tag!" brummte Herr Quint, der besonders ein gutes Bette liebte: „mus sich auch alles heut gegen mich zusammenrotten?"

„Wartet!" rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenns Euch nicht zuwider ist, so könnet ihr ja selb=ander schlafen. Das Gewitter hat den Herrn Pfarrer von Plundren zum Einkehren gezwungen; er hat ein grosses zweischläfriges Bett, worinn auch

zur Noth drei Raum hätten. Ihr müsset nun vorlieb nehmen, wie es kömmt. — Das Bett' ist sonst gut, und der Herr Pfarrer ein braver Mann."

„Nein, um des Himmelswillen, ich will ihn im Schlaf nicht stöhren." Rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte Mann hat festen gesunden Schlaf und nimmts nicht übel.' Erwiederte sie. „Da, nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste; wenn Ihr die Treppe hinauf seid."

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebne Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer desto weniger zu stöhren. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben.

Er fand das Bett; warf nur Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich leise neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von so vielen Abentheuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätter-Schatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte vielmehr gewünscht mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er halb und halb den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber wie es schien, etwas unruhig.

Herr Quint, um sich ein Compliment, oder eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begrif, geräuschlos zu entschlüpfen; da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm queer über den erschrocknen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb er unbeweglich liegen und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzuzarte Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein andrer, minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den erwähnten Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Gränzen gewiesen haben; — er aber konnte es nicht.

Langsam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, wollte er sich unter dem schweren Arm hervorziehn. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zweimahl ein tödliches Schrecken abjagte. Allein, als er schon auf der Hälfte des Wegs war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager auf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Dem Herrn Quint wandelte plözlich wieder das Niesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß ihm keine Ueberlegungsminute übrig blieb. Alles, was sich in der Eil zum Besten thun lies, that er; er unterdrückte, wider seine übliche Weise und Sitte den herzhaften Ton. Desto mächtiger war aber die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle

wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen davon; Herr Quint aber stellte sich in dieser Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe.

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, lies aber den Arm liegen auf Quints Halse, und schien wieder entschlafen zu wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mislungene Verlobung, über die Einsamkeit am Waldhügel, und das leide Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht grosse Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am

gestrigen Abend. Seine Fantasien waren verduftet; mit der baaren Wirklichkeit hatte ers nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Pyk mußte es nothwendig gedeihen; — das Märchen aller Dörfer im Thal zu werden, war unausweichlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrieslichen Auftritten; fürchtete seinen eignen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrs läge. Als flüstre es ihm sein guter Dämon zu, befiel ihn der Gedanke, plözlich eine grosse Reise zu machen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Aussenbleibens; konnte

an Herrn Pyk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bätely konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie würde ihn lesen, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint seegnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — indem er sich unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, und dort mit Heimweh sich nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann gedachte der Heimkehr mit ihren Freuden — indem er alle einzelne Auftritte des Wiedersehns mit der reizendsten Färbung ausmalte: — tönte ihm

plözlich eine liebliche Stimme ins Ohr: „Ach, Gott!"

Es war keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süsser Engelston kömmt aus keiner pfarrlichen Kehle.

23.

Der lastende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andre Seite. Herr Quint wollte an dem, seinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seiner

feinen weissen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten Seelen-Bischof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er sich leise, um den Nachbar seitwärts anzuschauen.

Da lag mit weggewandtem Gesicht ein schöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppig-ringelnd das dicke Goldhaar über eine halb entblöste Achsel quoll.

Herr Quint versteinerte fast bei dem Anblick. Er wollte seinen Augen nicht glauben, und doch bliebs eine weibliche Haube, ein blondes, wogigtes Haar, eine alabasterfarbne Achsel. —

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jezt gute Nacht,

Reise-Plan! — wer ihn hier fand, wer ihn nur aus der Schlafkammer gehend erblicken würde, mußte Glossen machen, die für ihn nicht vortheilhaft ausarten konnten. Bätely, Herr Pyk, die ganze Genossenschaft von Verwandten konnt' es leicht erfahren. „Darum also kam er gestern nicht zur Verlobung!" wird es heissen: „Jezt mag er sehn, wie er sich weis brennt!"

Bei aller seiner Unschuld fühlte Herr Quint die heftigste Gewissensangst. Der Schein zeugte gegen ihn. Er, ein so frommer, tugendlicher Mann, dem jeder Hausvater seine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weis wem? im Bette. Da half kein Protestiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falsche Kammer angewiesen, oder er die Kammer des

Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne sein mogte, welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie denken, glauben, sagen beym Erwachen, beym Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestüzt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte immer das schöne Gespenst neben sich an, unfähig irgend einen schicklichen Entschlus zu nehmen. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren?“ seufzte er bei sich.

Die Schläferin erwachte, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint = = = o, was hätte er drum gegeben, wenn jezt der jüngste Tag angebrochen wäre;

die

die Engel in die Posaunen gestossen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war die kleine Bätely selbst, welche ihn mit ihren blauen Augen ansah.

24.

Wer auch noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne grade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser blöder Schäfer: wird sich das Entsetzen desselben, lebhaft einbilden können, da er, wie durch Zauberei, in demselben Moment neben der Geliebten halb sitzt, halb liegt, wo er sich weit von ihr entfernt glaubte. Sein ganzes Abentheuer mit dem Mädchen von

Rottheim, seit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jezt, war ihm so wunder-seltsamlich, daß er seiner ganzen philosophischen Stärke bedurfte, um nicht bei so bewandten Dingen steif an Hexerei zu glauben.

Bätely hingegen war unmöglich minder erstaunt. Sie hatte den ganzen gestrigen Tag hindurch von nichts, als ihm gehört, an nichts, als an ihn gedacht; kein Wunder, wenn sie in der Nacht von ihm träumte, und ihr Erwachen an seiner höchsteignen Seite für Fortsetzung des Traums unter andern Decorationen der Einbildungskraft hielt.

Ihre Seele, obwohl zwischen Schlaf und Wachen taumelnd, verständigte sich doch bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieselbe immer unbegreiflicher war, als das Spielwerk

eines Traums. Sie streckte ihre Hand vor, und berührte, um sich zu überzeugen, daß sie nicht mehr träume, die vor ihr ruhende Gestalt. Sie fand statt des Hirngespinnstes — Fleisch und Bein.

„Mein Gott!" rief sie: „Herr Quint!"

„Jungfer Bäteln —" stotterte der arme Mann: „Es ist gewis, ganz gewis und sicherlich nicht — mit Vorsaz geschehn, daß ich hier bei Ihnen bin."

„Ach, das glaub' ich wohl!" entgegnete Bäteln mit einem Seufzer, und dachte nun erst an ihren gestrigen Kummer, wo sie umsonst auf den zu Verlobenden den ganzen Tag gewartet, und endlich nach vergeblichem Hoffen gefolgert hatte, er sei entweder unglücklich gewesen, oder liebe sie nicht. Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine

Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil der anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltnem Trost-Schmause erst sehr spät trennten, weswegen, von Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten, sich bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hieher gewiesen in diese Kammer," gegenredete der Philosoph: „und meinte, hier schlafe der Herr Pfarrer von Plundren. Es thut mir leid. Ich bin ausserordentlich erschrocken. — Sie werden = = ="

Bätely sah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht lüge. Sie hätte ihn freilich

gern unter andern Verhältnissen gesehn, als diesen. Aber leider war das Unglück einmahl da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch glaubte sie wirklich bei ihrer Unschuld und Herzens-Reinheit nichts Arges von ihm, noch von der ganzen Welt. Das Aergste so sie von ihm denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das wars, was ihr gestern so viele geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen war sie gestern eingeschlafen.

„Sie werden mir gewis böse sein, Jungfer Bätely!" stammelte Quint.

„Ich hätte freilich gestern = = =" erwiederte Bäteln mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie mir nichts von gestern," rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht vergeben."

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bäteln las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen alles offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Vor Ihnen will ich kein Geheimnis tragen. Und wär ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehne mir wäre, wie ungeschehn — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück —

aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich. Ja, gewis, alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag.“

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständnis war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram, und seinem Entschlus, der Welt zu entsagen, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!“

„Und ich würd es!“ seufzte Herr Quint: — „ich würd es, wenn - - -“ hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stock-

ten seine Worte; aber der unwillkührliche, zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlichflehende Blick zu ihr, verriethen alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte auch sie nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Eine unbekannte Empfindung durchschauerte beide. Ihre Seelen sprachen zu einander, und irrten schwesterlich durch einen niegeahndeten Himmel. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte und entzündete sich über ihnen im Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irrdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des

Schöpfers zur Seeligkeit drang süs durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobnem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig nieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust.

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätelys Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, an die versäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaaslichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät!“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätelys Finger.

“Giebst du mir den Deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geschlossen. Keiner sprach dabei eine Sylbe; Thränen, so in ihren Augen spielten, ersezten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht stammeln konnten. —

Die Morgensonne umstrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbnem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

Sie sanken gegen einander. Ihre Lippen berührten sich. Ihr Leben, ihr Bewußtsein verloderte in Flammen unbekannter Gefühle. Es war der erste Kus, den beide küßten; nie hatte er ein Weib, nie hatte sie einen Jüngling geliebt.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomonis in Requisition gesezt, die Verlobung seiner beiden Freunde prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehn war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenschenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergas seiner Leiden und Reise-Entwürfe. Das veilchenfarbne Kleid, die bestäubten Schuhe und der Haarbeutel wurden nun eilig hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich von aller Seeligkeit trunken, aus Bätelys Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stöhren.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag, und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffian-Pantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Vignetten Mit Kupfern

Basel 1801

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941352-4